

Archiv der Gossner Mission

im Evangelischen Landeskirchlichen Archiv in Berlin



Signatur

Gossner_G 1_1843

Aktenzeichen

ohne

Titel

Schriftensammlung von Pastor Martin Seeberg und Pastor Christian Berg

Band

Laufzeit

1962 - 1973

Enthält

u.a. von M. Seeberg: Reiseberichte über das Gemeindeleben in der Gossnerkirche und die Mission der Gossnerkirche; Worte zu einer Andacht; Referate: "Die störenden Anwesenheit des Johannes" und "Der Islam"; von Ch. Berg: "Staatliche Entwicklungshilfe un

Digitalisiert/Verfilmt 2009 von Mikro-Univers GmbH

Die ökumenische Mission der Kirche

Vortrag auf der Synode der Evangelischen Kirche von Hessen
und Nassau am 19. März 1962 von

Dr. Christian Berg - Stuttgart/Berlin

Herr Präses, verehrte Synodale!

Das Thema der Tagung dieser Ihrer Synode ist nicht zufällig.
Es steht in klar erkennbaren Zusammenhängen.

- a) Auf der Vollversammlung der nicht-römischen Christenheit in New Delhi ist vor genau vier Monaten die Integration des Internationalen Missionsrates in den Ökumenischen Rat der Kirchen erfolgt. Ein Jahre hindurch sorgfältig durchdachtes und vorbereitetes Ereignis, durch das die beiden grossen Quellströme der Ökumene - die Bewegung der Weltmission und die der Einigung und Zusammenführung der Kirchen - ineinandergeflossen sind, hat eine tiefe geistliche Cäsar auf dem gemeinsamen Wege der nicht-römischen Christenheit durch diese Welt gesetzt. Es besagt letztlich ein Doppeltes, wenn wir die vielfältigen organisatorischen Fragen zunächst beiseite lassen: dass die Existenz der Kirche immer missionarisch bestimmt ist d.h. dass es Kirche Jesu Christi nur gibt, indem sie sich zur Ausrichtung der Botschaft des Evangeliums wie zum Dienst an der Welt gesandt weiss. Und: dass diese Sendung als Auftrag für die Kirche als ganze in all ihren Gemeinden unabdingbar besteht. Anders ausgedrückt: Eine Kirche, die sich nach Jesus Christus nennt, von ihm erweckt und von seinem Wort ständig durch den Heiligen Geist erneuert weiss, lebt ständig in der missionarischen Dimension.

- b) Diesen tiefgreifenden und folgeschweren Beschluss in New Delhi haben sämtliche Delegierte aus der E.K.D. als einer der grössten Mitgliedskirchen des Ökumenischen Rates durch ihre Zustimmung mitverantwortet. Sie haben das getan, obwohl sie wussten, dass Kirche und Mission in der evangelischen Christenheit Deutschlands und vielen ihrer Gemeinden durchaus nicht fest und untrennbar ineinandergefügt sind; dass man also von sehr vielen, erschreckend vielen Gemeinden bei uns zu Lande reden kann und sie ihr Leben führen sieht, ohne entdecken zu können, dass sie um ihren Sendungsauftrag wissen. Sie scheinen weithin mehr Korporationen zur Befriedigung - allfällig vorhandener und eben nicht sehr dringender - religiöser Bedürfnisse zu sein. Trotzdem, wie gesagt, haben die Frauen und Männer, die wir nach New Delhi entsandten, ihr Ja zu der weittragenden ökumenischen Entscheidung gesagt und damit eine Verpflichtung übernommen, dass in der Evangelischen Christenheit Deutschlands die Konsequenzen des Geschehens in New Delhi sehr verantwortlich bedacht werden.
- c) Es ist also nur folgerichtig, wenn - übrigens unter massgeblicher Initiative unseres Bruders Dr. Puttfarcken als des Präses der Synode der E.K.D. - der Rat der nächsten Synode das Thema gegeben hat: "Mission und Diakonie in ökumenischer Verantwortung". Was wir hier heute verhandeln und in einer der Gliedkirchen der E.K.D. durchdenken, wird einige Monate später von der verantwortlichen Vertretung aus allen Landeskirchen des evangelischen Deutschlands - übrigens sorgfältig durch einen Vorbereitungsausschuss vorbedacht - in seinen geistlichen Notwendigkeiten und organisatorischen Erfordernissen erwogen werden. Im Blick darauf leistet die Synode von Hessen und Nassau also vorauflaufenden Dienst. Der Beschluss ihrer Kirchenleitung, der uns zur Tagung heute dies Thema gegeben hat, ist also wahrhaftig aktuell. Und persönlich empfinde ich sehr

lebendig die Ehre, noch mehr aber das Gewicht der Verantwortung, mit meinen Darlegungen das Nachdenken und hoffentlich entsprechende Handeln Ihrer Kirche in dieser Sache auf breiter Front sozusagen offiziell eröffnen zu dürfen.

- d) Dabei wollen wir uns freilich nicht wichtiger nehmen als wir sind. Ich sagte, dass das Nachdenken über einen der bedeutsamsten Beschlüsse von New Delhi innerhalb der deutschen Christenheit auf breitester Front einsetze. Richtiger muss ich sagen: Es ist bereits in vollem Gange. Vor zwei Jahren schon haben die nicht-lutherischen Kirchen im östlichen Teil der E.K.D. unter Initiative D.Gerhard Brenneckes einen ökumenisch-missionarischen Rat und ein Amt als dessen Dienststelle geschaffen; sie haben diesen Schritt in der vollen und erklärten Absicht der Integration der Mission in die Kirche getan. Vorher schon hat die Synode der "Vereinigten Evangelisch-lutherischen Kirche Deutschlands" auf ihrer Tagung in Lübeck behutsam aber klar den Weg in dieser Richtung gewiesen. Der Herr Vorsitzende des Rats der "Evangelischen Kirche der Union", Präses D.Dr.Beckmann/Düsseldorf, hat vergangenes Jahr den Missionsgesellschaften gegenüber, die im Bereich der durch den Rat repräsentierten Kirchen arbeiten, unzweideutig zu erkennen gegeben, dass er die Neuordnung des Verhältnisses von "Kirche und Mission" zum Segen beider für die Aufgabe der Stunde halte. In der Evangelischen Kirche des Rheinlandes sind entsprechende Massnahmen im vollen Gange. Die Lippische Landeskirche hat am 22. November 1961 ein bemerkenswertes Gesetz zur Ordnung der landeskirchlichen Verantwortung für "Äussere Mission und Ökumenische Aufgaben" beschlossen. Es bezieht sich auf Artikel 16, Absatz 1, der Grundordnung der Evangelischen Kirche in Deutschland, wo bereits erklärt wird, dass die Kirche Christi das Evangelium an die ganze Welt zu bezeugen habe. Im Gehorsam gegen den Sendungsauftrag ihres Herrn treiben

die Gliedkirchen (sic!) das Werk der Äusseren Mission.

Wenn es in dem Gesetz heisst, dass der Missionsauftrag jeder Gemeinde der Lippischen Landeskirche gilt und die Landessynode die Verantwortung für die geordnete Erfüllung dieses Auftrages übernimmt; dass aus dem Kirchenvorstand jeder Gemeinde zwei Vertrauensleute zu berufen sind; dass weiter diese mit den Gemeindepfarrern auf einer Vertreter- tagung den aus 8 Vertretern bestehenden Landeskirchlichen Missions-Rat alle sechs Jahre zu wählen haben, unter denen sich die Verbindungsleute der Missionsgesellschaften befinden - dann wird, ohne weitere Einzelbestimmungen auf- zuführen, sehr deutlich, wie weitgehend bereits eine unserer, wenn auch zahlenmässig kleinen, Landeskirchen die Integration der Mission in die Kirche vollzogen hat, und das eben in den Tagen, da die Völlversammlung des Ökumenischen Rates in New Delhi stattfand. Ein äusserst begrüßenswerter Schritt!

Und Ende Januar 1962 hat die Evang.-Lutherische Kirche Bayerns einen ökumenisch-missionarischen Beirat berufen, dessen kirchlichen Status und Funktionen ich hier nicht im einzelnen erörtern will. Mir muss nur daran liegen, an diesen besonders hervorstechenden Ereignissen - es liessen sich noch andere, ähnliche anführen - Ihnen, liebe Synodale, deutlich zu machen, dass so avant- gardistisch und pionierhaft, wie es zunächst aus meinen Worten geschienen haben mag, das Thema dieser Tagung nun doch auch wieder nicht ist.

Die Frage der Neuordnung des Verhältnisses von Kirche und Mission - sie ist fällig. Es wäre nicht schwer, die Hälfte dieses Vortrags zu füllen mit Zitaten leitender Männer aus Kirche und Mission, die an Klarheit in dieser Richtung nichts zu wünschen übrig lassen. Aber eben, es geht nun wirklich darum, die Konsequenzen aus der gewonnenen Erkenntnis zu ziehen.

Ich möchte nun so vorgehen dürfen, dass ich in knappsten historischen Strichen den Ort zu bestimmen versuche, an den wir bis heute geführt sind (I.). Und zum anderen wird es meine Aufgabe sein, in aller Vorläufigkeit zu skizzieren, in welcher Weise diese Neuordnung in Ihrer, durch diese Synode repräsentierten Landeskirche in Angriff genommen werden könnte (II.). Das, was ich in diesem zweiten Teil meines Vortrags sage, ist gleichsam Material für den, wie ich denke und vorschlage, von der Synode einzusetzenden Ausschuss zur Weiterbehandlung der Frage der Neuordnung des Verhältnisses von Kirche und Mission im Bereich ihrer Verantwortung.

I.

Man kann und müsste eigentlich ein Buch darüber schreiben, wie sich im deutschen Protestantismus das Verhältnis von Kirche und Mission bis zu dem Punkt, wo wir im Grunde noch heute stehen, entwickelt hat. Man kann es aber auch, und ich muss es jedenfalls heute im Rahmen dieses Vortrags versuchen, in wenigen vereinfachenden Sätzen tun, sodass trotz der Simplifizierung kein falsches Bild entstehen muss.

- a) Die im 16. Jahrhundert entstandenen Reformationskirchen blieben in ihrer missionarischen Dimension - übrigens auch in der diakonischen Funktion - unterentwickelt. Sie wurden organisiert als Staatskirchen, und das hiess zugleich auch als Behördenkirchen. Wohl, es ging ihnen um Wort

und Sakrament, um Lehre und Amt, um die Wahrheit des Evangeliums und um die Rechtfertigung des Glaubens. Um das alles hat es heisse, erregende Kämpfe gegeben. Aber es ging ihnen, den verfassten, staatlich geleiteten, behördlich verwalteten Kirchen nie eigentlich um Mission und Diakonie - vollends nicht in ökumenischer Sicht. Ganze entscheidende Teile des Neuen Testaments blieben gleichsam ausser Hörweite. Das "pleroma somatos Christou", die Fülle des Leibes Christi und die Ausgestaltung aller seiner Glieder - wir erkennen das heute nach der langen zurückgelegten Wegstrecke und nach bitteren Erfahrungen - war ihnen nicht zu eigen. Man missverstehe mich nicht: Es ist Grosses von ihnen auf dem Weg durch die Jahrhunderte zu sagen: durch ihren Dienst haben Unzählige im Glauben gelebt und sind im Frieden gestorben, haben sie das Heil in Christus ergriffen und haben getröstet und andere tröstend diese Welt durchschritten. Wie könnte dieses, unser aller Erbe, von dem wir leben, mit wenigen Worten abgetan werden! Aber davon, dass sich diese deutschen Landeskirchen für den Lauf des Evangeliums durch die Welt verantwortlich wussten und sich der in ihnen verkündigte Glaube zum Gehorsam gegen diesen Ruf auf den Weg machte, davon kann leider nicht die Rede sein. Natürlich spielten die geschichtlichen und politischen Entwicklungen in unserem Vaterland mit. Aber selbst, als die Zeit herankam und die ersten wachen Geister von der Grösse der Berufung ergriffen wurden und kühn, gläubig und gehorsam zu handeln begannen - ich denke an A.H. Franke und Zinzendorf, diese grossen Männer der Mission und Ökumene - blieben die Kirchen des Evangeliums weit davon entfernt, sich dadurch an das ihnen geltende Mandat Christi erinnern zu lassen, die sie doch Jünger des Herrn unter der Predigt seines Wortes zu sein sich bemühten.

Und ob auch der Funke von Herrnhut und Halle immer mehr

Feuerbrände hin und her in deutschen Landen entzündete und durch charismatische Gestalten der deutschen Missionsgeschichte - die Harms und Nommensen, Gossner und Bodelschwingh und wie sie alle heissen - Bewegungen in den Kirchen und Gemeinden entstanden, die "bis an die Enden der Erde" dachten und das auch durch Gebet und Opfer betätigten, so standen die Kirchen als solche in der ganzen Saulsrüstung ihres bis 1918 vom Staat abhängigen Institutionalismus doch in diesem Geisteskampf Gewehr bei Fuss. Es ging das ja über den Bereich hinaus, wo sie Seelen zu versorgen und - ich gebrauche dies bittere Wort absichtlich nochmals - etwa vorhandene religiöse Bedürfnisse zu befriedigen hatten. Die Bildung rechtlich selbständiger Missionsgesellschaften war dann im Verlauf des 19. Jahrhunderts bis hinein in das unsrige auf regionaler und überregionaler Basis in allen Teilen unseres Vaterlandes erfolgt. Die Kirche konnte sich durch diese Entwicklung vollends davon entbunden fühlen - sie tat es jedenfalls in allen Landeskirchen gleichermassen - in Sachen der Mission irgendwelche eigene und direkte Verantwortung zu übernehmen.

Gewiss, immer mehr leitende kirchliche Persönlichkeiten liessen sich den Kuratorien der Missionsgesellschaften zuwählen und arbeiteten in ihnen mit. Missionsfeste und -Bazare wurden in Hunderten von Gemeinden feste Bestandteile ihres jährlichen Programms - eben dort, wo die Pfarrer für die Mission aufgeschlossen waren. Waren sie es nicht, unterliessen sie diese in ihr Belieben gestellten Dinge. Die Leitungen der Kirchen, z.T. schon in der staatskirchlichen Zeit, bewilligten Kollekten für die Mission, bisweilen sogar zweimal im Jahr an Epiphanias und Himmelfahrt. An theologischen Fakultäten entstanden Lehrstühle für Missionswissenschaft, so in Halle und Tübingen, in Marburg, Hamburg und Mainz. Durch ihre Inhaber und Berlin,

ist in beträchtlichem Umfang die Erhellung religionsgeschichtlicher und missionarischer Probleme erfolgt, und nach der verschiedenen Richtung hin hat die durch Männer wie etwa Warneck und Schlunk, Richter, ^{Hartenstein und} Freytag vertretene deutsche Missionswissenschaft einen Ehrenplatz im Weltprotestantismus. Missionskammern, die ein Forum der Beratung über missionarische Aufgaben darstellten, und Tagungsausschüsse für Mission sind von den Synoden gebildet worden. Jährliche regionale Missionskonferenzen haben für einzelne Landeskirchen eine immer grössere Bedeutung gewonnen. Und seit wenigen Jahren oder gar Jahrzehnten bekennen sich in starken, gefüllten Worten, die schön und richtig sind, Bischöfe und Synoden, Pfarrkonvente und Konferenzen kirchlicher Gruppen zur Missionsaufgabe. Wir stehen also recht nahe an dem Punkt, wo Kirche und Mission gleichsam ineinanderfliessen. Seit kurzem sind auch Landeskirchen in grösserem Umfang dazu übergegangen, aus ihren Mitteln einmalige Beihilfen für die Bedürfnisse der in ihren Gebieten beheimateten Missionsgesellschaften zu gewähren - natürlich ohne Verpflichtung zu regelmässiger Wiederholung. Aber angesichts aller dieser Elemente des Sich-aufeinander-zu-Bewegens erfolgt gleichwohl bis zur Stunde keine geordnete, finanziell und personell mitverantwortliche und verbindliche Teilnahme der verfassten Kirchen am Handeln und Wirken der Mission. So muss man - und ich meine, diese ganze Entwicklung bis heute von der Kirche her den Tatsachen entsprechend skizziert zu haben - die Lage zur Stunde kennzeichnen. Dass sie sich so darstellt zum geistlichen Schaden der Kirche, sollte unter uns nicht zweifelhaft sein. Ihre Gliedschaft am Leibe Christi war und ist durch diesen Mangel verkümmert.

- b) Versucht man, per datum eine wiederum knappe Bilanz von der Seite der ca. 35 Missionsgesellschaften im deutschen Protestantismus zu ziehen, so wird am Ende auch ein Ergebnis

deutlich werden, das dringlich nach einer Änderung ruft. Gewiss, in der bedeutsamen und oft grossartigen deutschen Missionsgeschichte hat sich der Missionsauftrag ohne und in der ersten Zeit oft genug gegen die verfasste Kirche durchsetzen müssen. Notgedrungen waren es nur besondere Kreise - meist die in verschiedener Frömmigkeits-Prägung vorhandenen Gruppen des Pietismus - die die Bewegung und das Werk der Mission trugen, womit weithin dieses als Lieblingssache, ja als Reservat eines bestimmten Teils in der Kirche und nicht ihr insgesamt aufgegeben in Erscheinung trat. Die geistliche, finanzielle und personelle Kapazität der deutschen evangelischen Missionsarbeit blieb begrenzt, wie etwa eine Statistik der lutherischen Weltmission 1960 absolut deutlich macht, wo wir nicht nur hinter den australischen und nordamerikanischen Kirchen beträchtlich zurückbleiben, sondern bezeichnenderweise auch hinter der Missionsarbeit der vier grossen skandinavischen lutherischen Kirchen in Dänemark und Finnland, Norwegen und Schweden. Überfordert sind die Missionsgesellschaften endlich, die schon während der Periode der Kirchbildung auf den Missionsfeldern in Asien und Afrika aus der Ferne Kirchenleitung darstellen und auch sein mussten für die Gebiete, in denen die Aussaat des Evangeliums geschah - Bischof Meyer-Lübeck macht neuerdings auf diesen eigentlich unmöglichen Tatbestand aufmerksam - ; vollends seitdem der Prozess der Kirchbildung in Übersee im Abschluss begriffen ist und nun diese unsere afro-asiatischen Bruderkirchen - sehr bald allermeist Mitgliedskirchen des Ökumenischen Rats und bzw. oder des Lutherischen Weltbundes geworden - Fühlung, Partnerschaft und Verbundenheit nicht mit einer Missionsgesellschaft sondern mit ihren Bruderkirchen als solchen suchen.

Nein, auch von der Sicht der Missionsgesellschaften her, deren zukünftige Aufgabe im Rahmen der gebotenen Neuordnung

sorgsam abzuwägen sein wird, damit kostbares Erbe nicht in etwa hochmütigem und schnellfertigem Reformismus verschüttet wird, ist letztlich der Endpunkt einer Entwicklung erreicht, die nunmehr die gehorsame und geordnete Teilnahme der Kirche am Werk der Mission erfordert. So neuartig und revolutionär dieses u.E.s zwingende, aus dem geschichtlichen Ablauf sich klar ergebende Postulat denen erscheinen mag, die noch in alten Gedanken, Kategorien und Schemata zu denken gewohnt sind, was das Verhältnis von Kirche und Mission betrifft, so wenig neuartig ist es in der Tat. Schauen wir uns unter unseren konfessionell verschieden geprägten ökumenischen Bruderkirchen um, so finden wir es nicht nur in den Kirchen Nordamerikas selbstverständlich so geordnet, sondern etwa auch in Schottland und Finnland, dass die Kirchen als solche für die missionarische Arbeit in der nicht christlichen Welt verantwortlich sind; und also der Ruf Christi zur Jüngerschaft darin Gehorsam fand, dass die Sendung zu den vom Evangelium bisher nicht erreichten Völkern von den Kirchen befolgt wurde.

Die Zusammenfassung der geschichtlichen Entwicklung des Verhältnisses von Mission und Kirche, das tief eingebettet ist in Grösse und Grenze der evangelischen Kirchengeschichte auf deutschem Boden, lässt sich in etwa folgenden drei Sätzen zusammenfassen, ohne dass in kleinkariertem Beckmesserei Lob und Tadel verteilt werden soll:

Zum Schaden der Kirche wie der Mission hat sich ihre Entwicklung Jahrhunderte lang nebeneinander vollzogen.

Ihre Beziehungen sind, besonders rasch seit dem Ende der staatskirchlichen Periode, ständig gewachsen und enger geworden, dass nunmehr ihre Ordnung entschlossen in Angriff zu nehmen ist.

Denn die missionarische Dimension ist allem kirchlichen Handeln zu eigen. Diese gemeinsame ökumenische Erkenntnis sollte seit der Vollversammlung in New Delhi in der Christenheit nicht mehr verloren gehen.

II.

In den einzelnen Schritten, die nunmehr ins Auge zu fassen sind, fallen die Entscheidungen. An ihnen wird sichtbar, ob das aus der geschichtlichen Entwicklung und der ekklesiologischen Grunderkenntnis gewonnene Prinzip für die heute erforderliche Gestaltung des Verhältnisses von Mission und Kirche fruchtbar und überzeugend gemacht werden kann. Nein, anders - denn es geht ja in Zukunft nicht mehr um das "Verhältnis" zweier Grössen: Wie die vorhandene, mit allen Schwächen behaftete und geschichtlichen Bürden belastete "Evangelische Kirche von Hessen und Nassau" gleichwohl den auch ihr geltenden Auftrag zur ökumenischen Mission erfüllen soll.

Und nun also in Verfolg des bisher Gesagten die einzelnen Schritte, die so oder etwas anders Sie sich entschliessen mögen zu gehen!

- 1) Die Missionskammer der Evangelischen Kirche von Hessen und Nassau, indem sich dadurch Kraft und Gewicht entscheidend verstärkt, wird umgebildet in einen ökumenisch-missionarischen Rat.

Ihm gehören in gleicher Anzahl/acht von der verfassten/etwa Kirche (Synode oder Kirchenleitung) zu benennende Mitglieder an, aus denen auch der Vorsitzende hervorgeht; ^{und nochmals} acht von den in Ihrer Landeskirche beheimateten Missionsgesellschaften zu bestimmende Vertreter. Das hiesse etwa: vier von der Basler Mission, zwei von der Rheinischen Mission, einer von

der Arbeit in Oberägypten, einer von der Gossner Mission.

Ich würde nicht empfehlen, dem erwähnten bayrischen Beispiel zu folgen und dies Gremium "Beirat" zu benennen. Damit verbindet sich die Vorstellung, dass es nur raten kann - die Entscheidungen fällen danach entweder Kirchenleitung oder Missionsgesellschaften - und also jeglicher, ihm bewusst zu übertragender exekutiver Befugnisse entbehrt. Das wäre aber gerade kein Fortschritt in der Übernahme von missionarischer Verantwortung durch die Kirche.

Die gemischte Zusammensetzung wird vorgeschlagen, um den Übergang aus der bisherigen Situation in die zukünftige Verantwortung so reibungslos und organisch wie nur möglich zu gestalten; denn es war gewiss nicht alles Bisherige mangelhaft, und es wird nicht alles Zukünftige in dieser Sache trefflich und gut sein.

Sie wirkt auch am stärksten dem zweifellos aufkommenden, ernsthaft vorgetragenen oder gerüchtweise kolportierten Vorwurf entgegen, alle diese Massnahmen - wie schrecklich! - sollten die Mission "verkirchlichen". Gewiss, die Sache der Mission soll Sache der ganzen Kirche werden. Sie soll nicht - und dies Gespenst fürchtet jene wohl unvermeidlich zu erwartende Einrede - Angelegenheit kirchenbehördlicher Administration werden. Ein fach- und sachkundiges Gremium, in Verbindung mit allen Gemeinden, autorisiert durch Kirchenleitung bzw. Synode, ihnen jährlich Rechenschaft und Bericht gebend über die getane wie die Planung der zukünftigen Arbeit, das sollte der Status dieses gesamtkirchlich gebundenen, aber in seiner Bindung selbständig arbeitenden ökumenisch-missionarischen Rates sein.

Er wird einer Geschäftsstelle bedürfen. Am besten wäre es, wenn diese das Büro einer der in der Landeskirche arbeiten-

den Missionsgesellschaften sein könnte. Geht das nicht, müsste sie neu geschaffen werden.

- 2) Die Hauptaufgabe des zu schaffenden Rates liegt in der Weckung und Vertiefung des Verständnisses der ökumenisch-missionarischen Arbeit in den Gemeinden. Hier kann gewiss an sehr viel bisherige treue Arbeit der Missionsgesellschaften angeknüpft werden. Hier sind aber gewiss auch neue Wege zu gehen. Die Tatsache jedenfalls, dass die Gesamtkirche klar erkennbar hinter dieser Arbeit steht, macht es in Zukunft hoffentlich leichter, auch die Pfarrer und Gemeinden in die neu verstandenen Aufgaben einzubeziehen, die bisher der Meinung waren, bei der Tätigkeit der Missionsgesellschaften handle es sich letztlich doch nur um ein - für sie nicht verbindliches - Hobby frömmigkeitlich besonders geprägter Kreise in der Kirche, dem sie sich in voller Freiheit durchaus auch versagen dürften. Die Kirche als ganze in allen ihren Gemeinden will sich aber in Zukunft der missionarischen Aufgabe jenseits ihrer Grenzen nicht mehr entziehen. Von der Schrift her, von Verheissung und Befehl Jesu Christi her, von der gemeinsam in New Delhi bejahten und weltweit proklamierten Erkenntnis her darf sie es nicht wollen.

In meinem Vortrag heute wäre ich - schon rein zeitlich - überfordert, wenn ich einzelne Vorschläge für die Arbeit in und mit den Gemeinden im neuen Stadium des Jas der ganzen Kirche zur Mission machen sollte. Aber ich kann mir kaum etwas Schöneres und geistlich Lohnenderes denken, als in dem neuen verantwortlichen Gremium diese Fragen zu bedenken und dann praktische Massnahmen zu ergreifen, die mit Freude verwirklicht werden.

- 3) Die nun wahrhaftig nicht unbedeutenden finanziellen Fragen stellen sich mir für die ökumenisch-missionarische Arbeit

der Zukunft folgendermassen dar:

a) Es sollte forthin nicht mehr geschehen, dass personelle, administrative und Pensions-Kosten der missionarischen Arbeit, die in der Heimat anfallen, aus den Missionsopfern der Gemeinden gedeckt werden müssen. Diesen Teil des finanziellen Bedarfs sollte der ökumenisch-missionarische Rat als Teil des kirchlichen Gesamt-Budgets bei Aufstellung des jährlichen Haushaltplans einzubringen das Recht haben. Es wird sich vermutlich um eine sechsstellige Zahl in Ihrer Landeskirche handeln, aber das wird ihren Etat nicht umwerfen. Es ist nicht in Ordnung, dass - auf das Gesamtgebiet der E.K.D. gesehen - mehr als 50 % der Gaben für die "Äussere Mission" in der Heimatarbeit der Gesellschaften benötigt werden und in Deutschland hängen bleiben. Dafür sollten mit Fug und Recht Kirchensteuermittel herangezogen werden. Wem das zu revolutionär erscheint, der denke das Ja der Kirche zur Mission in seiner vollen Konsequenz durch; er wird sich hoffentlich dieser klaren Forderung anschliessen.

b) Umgekehrt sollten für die missionarischen Aufgaben in Übersee Kirchensteuermittel nicht in Anspruch genommen oder gewährt werden. Deren Kraft und Reichweite soll bewusst im geistlichen Zusammenhang mit der Opferbereitschaft und -Freude der Gemeinden verbleiben. Sie wird aber auch deshalb gerade zu wecken sein und wachsen, weil im Unterschied zur jetzigen Situation gesagt werden kann, dass die letzte Mark nach draussen geht. Ich hoffe, dass auch dies Prinzip Ihnen einleuchtet. Opfert eine Kirche wenig - an Geldmitteln oder Menschen - dann wird wahrscheinlich in ihr mangelhaft und kraftlos verkündigt und die Arbeit der weltweiten Mission kleinmütig vertreten; dann soll sie eben draussen auch nicht mit mehr auftreten, als sie glaubt, liebt und opfert.

c) Um die missionarische Kraft des evangelischen Deutschlands in Übersee zu stärken, unterbreite ich Ihnen aber im Zusammenhang der finanziellen Fragen sehr ernsthaft noch einen weiteren Vorschlag:

Aus den früheren "Missionsfeldern" der deutschen Gesellschaften erwachsen oder sind jetzt im Entstehen Bruderkirchen. Bei ihrer äusseren Kleinheit und Schwäche inmitten der grossen Völker Asiens und Afrikas bedürfen sie der Stärkung und "zwischenkirchlichen Hilfe" in mancherlei Hinsicht. Das sind nicht eigentlich missionarische Aufgaben. Wenn Ausbildungsstätten errichtet und erhalten, Pfarrhäuser und Kirchen erneuert oder geschaffen werden müssen, so sind das legitime Aufgaben der ökumenischen Diakonie. Auch soziale und ärztliche Fragen gehören recht eigentlich hierher. Es ist nochmals eine Entlastung für den ureigenen missionarischen Dienst, wenn, wie es weithin in den letzten Jahren durch die Aktion BROT FÜR DIE WELT geschah, von den entsprechenden diakonischen Organen Hilfe erfolgte. Die klarere Unterscheidung der Funktionen, in deren Wahrnehmung freilich eine enge Zusammenarbeit erfolgen sollte, kann die Kraft sowohl der ökumenischen Diakonie wie der ökumenischen Mission nur stärken. Auch dieser Vorschlag ist wahrscheinlich so neuartig, dass ich deshalb sehr bitte, ihn nicht sogleich als utopisch zu verwerfen; sondern sorgfältig zu prüfen.

- 4) Eine bedeutsame Frage für den etwaigen ökumenisch-missionarischen Rat Ihrer Kirche möchte ich doch noch meinerseits mit wenigen Sätzen ansprechen: Die Frage der Ausbildung der etwa zur Aussendung kommenden Missionare aus dem Bereich Hessen-Nassaus. Dafür unterbreite ich folgende Überlegungen.

Sie haben, wenn ich recht berichtet bin, kein eigenes Missionsseminar im Bereich Ihrer Kirche. Ich könnte nicht raten, an den Aufbau einer solchen gesonderten Ausbildungs-

stätte zu denken.

Normal ist es, den für den missionarischen Dienst in Übersee sich vorbereitenden jungen Bruder die theologische Ausbildung durchlaufen zu lassen wie seine in der Heimat verbleibenden Mitstudierenden. Eine ergänzende Ausrüstung, je nach dem Gebiet, in das er geht, wird dann allerdings sicherlich vorzusehen sein. Diese hängt wieder davon ab, ob er in ein noch offenes "Missionsfeld" entsandt werden wird - das wird immer seltener der Fall sein - oder als eingeladener Mitarbeiter in speziellen Aufgaben der afrikanischen oder asiatischen Bruderkirche.

Wieder anders steht es bei nicht-akademischen Kräften, die in direkt missionarischer Aufgabe oder aber für einen "Dienst in Übersee" im Bereich der Kirchen dort hinauszugehen bereit sind, nachdem ihre Mitarbeit dringend begehrt und erbeten wurde. Auch in dem Falle sollte Hessen-Nassau nicht eigene, besondere Wege beschreiten für die Glieder aus seiner Mitte sondern solche mitgehen, die sich im Gesamtbereich der E.K.D. bewähren und gegangen werden oder aber in den Missionshäusern von Basel und auch Barmen sich noch weiterhin empfehlen.

Im einzelnen freilich werden auf das verantwortliche ökumenisch-missionarische Gremium Ihrer Kirche eine Fülle nicht vorauszusehender Fragen und Entscheidungen zukommen, die heute noch nicht im Blickfeld sind.

- 5) Nicht ohne Zögern möchte ich ein weiteres Problem ansprechen dürfen und bitten, mir dafür im besonderen Ihre Nachsicht zu gewähren.

Soweit ich sehe, hat die Kirche von Hessen-Nassau nicht eigentlich ein eigenes Missionsgebiet oder eine junge Bruderkirche, an die sie sich besonders gewiesen weiss. Darin haben es andere Gliedkirchen der E.K.D. leichter.

Dem Verhältnis Rheinland - Batakkirche Indonesiens und Südafrika; Westfalen - Tanganyika; Hannover - Mekane Jesuskirche in Abessinien; Schleswig-Holstein (Brekum) - Jeypurkirche in Indien; Bayern (Neuendettelsau) - Neuguinea usw. - - diesem sehr engen Verpflichtetsein entspricht in Ihrer Landeskirche keine vergleichbar feste Beziehung. Und wie wichtig wäre das für die Konkretisierung der Aufgabe bei der Arbeit in den Gemeinden! Ob wohl eine Neuregelung in der Richtung denkbar wäre, dass die Gemeinden Ihrer Kirche vor allem in ein verantwortliches Verhältnis zu Ägypten (Wiesbaden) und Indien (Basler und Gossner Mission) träten? Etwas weniger Zersplitterung der zukünftigen ökumenisch-missionarischen Verantwortung Hessen-Nassaus wäre schon wünschenswert. Die Freunde in Basel (Stuttgart) wären dann also zu bitten, die Opfer aus Hessen-Nassau vor allem den Aufgaben in Indien zuzuweisen. Die starken Rheinländer könnten sich vielleicht dazu verstehen, in dieser Richtung ihr Heimatgebiet in Hessen allmählich freizugeben. Ich fürchte, ohne eine gewisse Flurbereinigung kommen wir sehr schwer zu Ordnung und Klarheit in dem, was im ökumenisch-missionarischen Bereich auf uns wartet.

Jene überraschende Nachricht aus Bayern wird uns doch sicher zu denken gegeben haben, dass man sich dort entschlossen hat, der evangelischen Kirche im Süden Tanganyikas besondere und grosszügige Hilfe angedeihen zu lassen; und das wider alle herkömmlichen und traditionellen Bindungen und Verbindungen. Tut uns nicht solche Flexibilität not, solches Wachsein für neue und dringende Erfordernisse im missionarischen Bereich, solche Bereitschaft zur ökumenischen Neuverteilung der unermesslichen Aufgabe?

Aber gerade diese Erwägungen waren und sind eigentlich Material für die Beratungen des eines baldigen Tages, wie

ich hoffe, geschaffenen "Ökumenisch-missionarischen Rates der Evangelischen Kirche von Hessen und Nassau". -

- 5) Denn wir werden uns nun ja nochmals daran zu erinnern haben, dass die Synode der E.K.D. sich demnächst mit dem Thema beschäftigt: "Mission und Diakonie in ökumenischer Verantwortung". In weiterem Rahmen wird es da um all diese - und noch einige andere - Fragen gehen, die wir heute auf gliedkirchlicher Ebene erörtern:

Auch da - wir versuchen einmal vor auszudenken oder gar zu träumen - wird es sich vielleicht handeln um die Schaffung eines ökumenisch-missionarischen Rates der E.K.D.; um die Aufstellung von Prinzipien für die finanzielle Mitverantwortung der Kirche am Werk der Mission; um Flurbereinigung im verflochtenen Dienst der ca. 35 Missionsgesellschaften; um gemeinsame Inangriffnahme neuer Aufgaben, wo die Türen noch oder besonders offen sind für die Mission; um die Gewinnung von Kräften für den Dienst und die Schaffung von mehr theologischer Literatur für die Bruderkirchen in Asien und Afrika. Kurzum, ich möchte nur zum Ausdruck bringen, dass das Feld der Arbeit in seiner Offenheit und Bewegung vor uns deutlich werden wird, besonders vor denjenigen Gliedern Ihrer Kirche, die als Synodale dann die Beratungen und Beschlüsse auf der Ebene der E.K.D. mitzuverantworten haben. Es wird jedenfalls, denke ich, gut gewesen sein, auch an diesen Schritt gedacht zu haben, den Hessen-Nassau als Gliedkirche der E.K.D. - so oder so - mitzugehen haben wird. In Vorausschau darauf wird es seine Bedeutung gehabt haben, im engeren Bereich der Landeskirche bereits eine Reihe von Fragen der ökumenisch-missionarischen Arbeit erwogen zu haben, die vor die deutsche evangelische Christenheit insgesamt treten werden.

* * *

Ich möchte nicht schliessen, ohne nochmals an den Ausgangspunkt des Vortrags zurückzukehren, die Vollversammlung des Ökumenischen Rats in New Delhi. Gestatten Sie mir da zunächst eine persönliche Bemerkung! Sie in Ihrer Kirche haben die Ehre und bringen das Opfer, für die nächsten sechs Jahre einen der Ihren als einen der sechs Präsidenten der weltweiten Gemeinschaft der nicht-römischen Christenheit zu stellen. Welche Stärkung muss es ihm für die Führung seines verantwortungsschweren Amtes sein, wenn gerade die Kirche, in welcher er des ^{leitenden} Amtes waltet, mit besonderer Offenheit und Entschlussfreudigkeit jenen bedeutsamen Schritt in seinen Konsequenzen durchdenkt und nach Massgabe der Möglichkeiten mitvollzieht, der Kirche und Mission in untrennbarer, im Leben und Gehorsam zu betätigender Einheit versteht.

Man wird sich auch folgende Tatsache nüchtern vor Augen halten müssen, auf die während der Diskussion im Plenum der Vollversammlung von New Delhi ein amerikanischer Delegierter in wünschenswerter Deutlichkeit hinwies: Der christliche Anteil der Weltbevölkerung von ca. 3 Milliarden Menschen beträgt z.Zt. etwa 28 %. Dieser Anteil wird rasch sinken, weil die sattsam bekannte "Bevölkerungsexplosion", in deren Verfolg bis zum Jahr 2000 etwa 6 Milliarden Menschen als Bevölkerung der Erde zu erwarten sind, vor allem die grossen Gebiete Asiens und Afrikas umfasst. Nun, bei christlicher Rede und christlichem Denken trägt alle Statistik etwas von jenem paulinischen "ich rede töricht" an sich, weil ein anderer die Tatsachen recht sieht und wägt. Und wir wissen ja auch, wie fragwürdig es ist, etwa den südamerikanischen Katholizismus oder den mitteleuropäischen Protestantismus so einfach und pauschal auf der christlichen Seite zu buchen. Aber dies ist ja deutlich, dass die Christenheit aufs Ganze gesehen immer mehr den Charakter der Diaspora annehmen wird, einer auf den wilden Acker der Welt weit ausgestreuten Saat. Wenn nicht von der Sendung Christi erfüllt und also im Zentrum

missionarisch bestimmt, wird die Christenheit mehr und mehr überwuchert werden von Gewächsen und Schlingpflanzen aller Art. Das ist nochmals der ernste Hintergrund der heute hier verhandelten Frage.

Und nun mag die Vollversammlung von New Delhi zum Schluss noch selbst zu Wort kommen, indem wir einige wenige Sätze aus dem angenommenen Bericht der Sektion "Zeugnis" hören:

"Die Dringlichkeit der missionarischen Aufgabe der Kirche ergibt sich aus dem Evangelium selbst."

"Das Gebot, Christus zu bezeugen, ist jedem Glied seiner Kirche gegeben. Es ist ein Gebot, das der ganzen Kirche gilt: Das ganze Evangelium der ganzen Welt zu bringen. Wenn die Kirche erkennt, dass sie für die Welt da ist, dann wird sie sich leidenschaftlich darum bemühen, dass die Segnungen des Evangeliums von Christus in jedes Land und zu jedem Mann und jeder Frau gebracht werden."

"Die Vollversammlung bittet dringend, dass alle, die um ihre Verantwortung für das christliche Zeugnis in ihrer eigenen Umgebung wissen, die Strukturen ihres kirchlichen Lebens neu überprüfen, um die Anforderungen und Möglichkeiten der neuen Zeit zu erfassen. Im Geist der Umkehr und der Bereitschaft, sich von Gottes Geist auf neue Wege des Zeugnisses führen zu lassen, muss die ganze Kirche anerkennen, dass ihre göttliche Sendung die lebendigste Beweglichkeit und den höchsten Einsatz fordert."

Die ganze Kirche - Dringlichkeit der missionarischen Verkündigung - Überprüfung der kirchlichen Strukturen - Leidenschaft, in jedes Land die Botschaft zu tragen - im Geist der Umkehr neue Wege zu gehen - und das in lebendigster Beweglichkeit!!

Um die Weitergabe dieses starken Rufs von New Delhi an Sie, verehrte Synodale, als die geordnete Vertretung der Kirche von Hessen und Nassau musste es mir heute gehen, damit wir nicht zurückbleiben hinter unsern Bruderkirchen in der Ökumene als solche, welche die Zeit und Stunde, aufzustehen vom Schlafe, nicht erkannt haben.

Chr. Berg ?

STAATLICHE ENTWICKLUNGSHILFE

u n d

BROT FÜR DIE WELT

DATEN und DOKUMENTE zu der vieldiskutierten Frage, ob die Ev. Kirchen staatliche Mittel für die Dankopferaktion "Brot für die Welt" in Anspruch nehmen sollen.

1. Vorwort

Die Frage, ob die Ev. Kirchen in Deutschland, die die Aktion "Brot für die Welt" seit nunmehr 2 Jahren durchführen, irgendeine wie auch immer geartete Verkoppelung zwischen ihrer Aktion und den Geldern für die staatliche Entwicklungshilfe eingehen sollten, bewegt seit geraumer Zeit die Gemüter und hat leidenschaftliche Diskussionen entfacht. Diskussionen, die über den kirchlichen Raum hinaus auch die Öffentlichkeit stark bewegt haben. Es ist eine bedeutungsvolle Entscheidung der Ev. Kirche gefällt worden, um die heiß gerungen wurde. Angesichts der eminenten Bedeutung der Frage lohnt es sich, in kurzen Worten die Entwicklung des Problems bis zu seiner Lösung, soweit die kirchliche Seite in Betracht kommt, darzustellen. Das ist die Aufgabe dieses Beitrages, der sich auf grundlegende Ausführungen von maßgeblichen Stellen stützt.

2. Der Auftakt

Mitte Oktober 1960 fand in Bonn bei hohen politischen Persönlichkeiten, voran Bundeskanzler Adenauer, ein Empfang der Ev. Presse statt. Seit kurzem ist auch in der Bundesrepublik das Wort und die Sache der "Entwicklungshilfe" in aller Munde und füllt die Spalten der Tagespresse. Es geht dabei um Fragen wirtschaftlicher und politischer Art und weiter solchen Fragen wie:

Kann und soll die Entwicklungshilfe ein entscheidendes Bollwerk gegen den Kommunismus werden?

oder:

Liegt die zwingende Erkenntnis vor, daß das Ende des Kolonialzeitalters konstruktives Handeln zum Besten der rasch selbständig gewordenen Völker fordert?

Was immer auch das entscheidende Motiv des überall hörbaren Rufes nach der Entwicklungshilfe sein mag, dieses Thema spielte bei einleitend erwähnter Begegnung im Oktober 1960 eine besondere Rolle.

Die Vertreter der Ev. Presse berichteten bald nach dem Empfang, daß der Bundeskanzler davon gesprochen habe, die Kirchen und ihre Missionen sollten in die Pläne der Entwicklungshilfe eingeschaltet werden und nach seiner Auffassung Anteil an den Mitteln erhalten. Sie, die Kirchen täten in Afrika und Asien einen wichtigen Dienst der im Zentrum religiös bestimmt, seine Auswirkung auf ärztlichem, pädagogischem und politischem Gebiet habe.

Der Präsident des Bundestages äußerte sich demgegenüber kritisch, aber das Stichwort war einmal gegeben:

Einschaltung der Kirchen in die öffentliche Entwicklungshilfe??

Dabei handelte es sich noch keineswegs um ein offizielles Regierungsangebot. Doch werde seit diesem Augenblick die Frage in den verschiedensten Gremien, nicht zuletzt bei politischen Stellen in Bonn, unter Hinzuziehung kirchlicher Fachleute lebhaft und intensiv diskutiert.

3. Die Diskussion

Die Reaktion aus der Deutschen Evangelischen Mission erfolgte sehr eindeutig und bestimmt. Missionsdirektor Brennecke formulierte in einem Artikel, der durch die ganze ev. Presse ging:

Hier geht es um ein klares N.E.I.N.!

Gewiß habe die Mission auf ihre Weise und nach dem Maße ihrer Kraft auch "Entwicklungshilfe" geleistet, längst bevor dieser nunmehr als Schlagwort bekannte Begriff in aller Munde war. Staatliche Gelder würden die Mission der Ev. Kirche daheim und draußen in verhängnisvolle Konflikte stürzen.

Am 3. Februar 1961 bestätigte der Deutsche Evangelische Missionsrat im entscheidenden Punkt Brenneckes Stellungnahme und gab seinen Standpunkt in einem ausführlichen Beschluß kund. Darin heißt es u.a.:

"Der Deutsche Evangelische Missions-Rat ist der festen Überzeugung, daß die Entwicklungshilfe - unbeschadet der Initiative privater Gruppen - grundsätzlich von Staat zu Staat gegeben werden muß. Die nach ev. Verständnis notwendige Eigenständigkeit der Staaten, die Hilfe gewähren oder empfangen, sowie die Eigenständigkeit der Kirchen und Missionen schließen aus, daß staatliche Gelder für Entwicklungshilfe durch Kirchen oder Missionen verteilt werden."

In dieser klaren Position der Deutschen Evangelischen Mission hat es seither keine Schwankungen gegeben.

Eine nicht weniger eindeutige Stellungnahme bezog das Diakonische Werk der Ev. Kirche Innere Mission und Ev. Hilfswerk in Stuttgart. Der Vorsitzende des Diakonischen Rates, Oberkirchenrat Riedel von der Bayerischen Landeskirche, benutzte die Gelegenheit einer Pressekonferenz zur Eröffnung der Aktion "Brot für die Welt" in Bayern, um vor einer Vermischung mit der staatlichen Entwicklungshilfe zu warnen: Die Opferbereitschaft, das persönliche Engagement der Christen dürfe nicht suspendiert werden durch mühelos zu erlangende staatliche Gelder.

Angesichts dieser Äußerung war es nicht überraschend, daß der Diakonische Rat nach ausführlicher Diskussion im März 1961 der Stellungnahme des Deutschen Evangelischen Missions-Rates beitrug und ebenfalls unter Abwägung aller Gesichtspunkte sich dahin erklärte, daß die politisch-wirtschaftliche Entwicklungshilfe eine bedeutsame Aufgabe sei, daß die kirchlichen Bemühungen der Hilfe aber unter anderen Motiven stünden, die rein erhalten bleiben müßten.

In dieser Stellungnahme darf nicht übersehen werden, daß die Evangelischen Freikirchen in Deutschland sich ganz eindeutig hinter diese Auffassung des Diakonischen Rates der EKdD stellten.

Eine nicht zu unterschätzende Hilfe bei der Klärung des ganzen Problems war das eindeutige Votum des Oekumenischen Rates der Kirchen durch dessen Generalsekretär Dr. Visser't Hooft.

Als Ende Dezember 1960 ein Vertreter eines Bundestagsausschusses aus Bonn in Genf erschien und eine Erklärung der Bereitschaft des Oekumenischen Rates herbeizuführen versuchte, staatliche Entwicklungsgelder der Bundesrepublik für kirchliche Hilfsprojekte in den überseeischen Ländern einzusetzen, zog der erste Sprecher der Oekumene evangelische Experten aus Deutschland hinzu, und es wurde etwa folgende Antwort gegeben:

"Die Aktion "Brot für die Welt" der evangelischen Christenheit in Deutschland hat für den Oekumenischen Rat aus mehreren Gründen eine hohe Bedeutung; diese würde sofort wieder schwinden, wenn staatliche Gelder mit den Opfern der Christenheit vermischt würden. In den überseeischen Ländern würde dann der Argwohn nicht mehr zu bannen sein, daß hinter den kirchlichen Hilfsmaßnahmen versteckte politische Absichten ständen."

Diese Willenskundgebung des höchsten oekumenischen Vertreters wiederholte dieser anlässlich der Tagung der Synode der Evangelischen Kirche Deutschland, die im Februar 1961 in Berlin stattfand. Auf dieser Tagung wurde übrigens gleichzeitig die unbefristete Fortsetzung der Aktion "Brot für die Welt" einstimmig beschlossen. Dr. Visser't Hooft warnte aber in einer kurzen Ansprache davor, für diese Aktion staatliche Gelder anzunehmen. Gerade für dieses unüberhörbare Wort erhielt er die spontane Zustimmung der Synodalen.

Soweit die Stellungnahme offizieller Vertreter der Evangelischen Kirche bzw. der Oekumene.

Diese eindeutigen Grundsatzserklärungen dürfen jedoch nicht darüber hinwegtäuschen, daß innerhalb des evangelischen Bereichs eine verhältnismäßig scharfe und härter als erwartet ausfallende Auseinandersetzung einsetzte. Dem klaren N E I N z.B. von Missionsdirektor Brennecke wurde ein ebenso entschiedenes J A entgegengesetzt. Die Befürworter der Annahme staatlicher Entwicklungsgelder, auch durch die evangelische Kirche, - die röm.-kath. Kirche stand der Einbeziehung staatlicher Gelder uneingeschränkt positiv gegenüber - argumentierten wie folgt:

- a) Leid, Not und Elend in den überseeischen Ländern sind so groß und stellen auch die Kirchen vor so unermeßliche Aufgaben, daß es unverantwortlich wäre, erweiterte Möglichkeiten des Helfens abzulehnen.
- b) Ist es nicht ghettohafte Engigkeit und provinzielle, so oft bei Christen anzutreffende Einstellung, wenn die Kooperation mit dem Staat in dieser Sache abgelehnt wird? Wie können wir bei solcher Haltung je zu der globalen christlichen Strategie kommen, die wir so notwendig brauchen?
- c) Ist nicht Westdeutschland vor allem durch die großartige Konzeption des Marshallplanes aus dem Elend herausgeführt worden? Wenn die von christlichen Intentionen bestimmte jetzige Regierung der Bundesrepublik sich offen hält, die Kirchen an ihren großzügigen überseeischen Hilfsmaßnahmen zu beteiligen, ja, ihre Mithilfe an der Lösung der viel Takt und Erfahrung erfordernden Aufgaben erbittet, ist es überhaupt möglich, aus der Verantwortung des Bürgers in einem demokratischen Staat heraus ein N E I N zu sagen?
- d) Und: Fließen nicht in die Arbeit der Kirchen in Deutschland so mannigfach öffentliche Mittel und staatliche Gelder, daß es in hohem Maße als inkonsequent erscheinen muß, wenn plötzlich an diesem Punkt, in Sachen der Entwicklungshilfe, eine überraschend harte - und wodurch eigentlich zu rechtfertigende? - Absage erfolgt?

In zwei langen Beratungen eines ad hoc-Ausschusses, den der Rat der EKID für die Vorbereitung der von ihm zu treffenden Entscheidung mit der Klärung der Fragen beauftragt hatte, waren es vor allem folgende Argumente gegen die Position der Befürworter, die laut wurden:

- a) Es bedeutet das Ende der Aktion "Brot für die Welt" in der Christenheit der DDR, wenn die evangelische Kirche Entwicklungsgelder der Regierung in Bonn annimmt. Die schwerbelastete Einheit der EKID erhält erneut einen harten Stoß. Das ist nicht zu verantworten.
- b) Auch im Westen Deutschlands wird die Bereitschaft zum kirchlichen Opfer für oekumenische Hilfsaufgaben rasch untergraben und ausgehöhlt, wenn öffentlich bekannt wird, in wie hohem Maße staatliche Mittel den Kirchen zur Verfügung stehen und von ihnen angenommen werden. Der Opferwille des einzelnen Christen würde dadurch zweifellos ganz erheblich geschwächt werden.
- c) Auch die warnende Stimme der Oekumene darf nicht überhört werden. Wenn die Kirchen staatliche Gelder in die jungen Länder kanalisieren, geraten sie unvermeidlich in die explosive Zone des Verdachts politischer Intentionen oder doch der Bereitschaft, sich als Instrument weltweiter Auseinandersetzung willig gebrauchen zu lassen. Diesem Verdacht kann die Kirche nur dadurch aus dem Wege gehen, daß sie die Lauterkeit ihrer Absichten und ihres bedingungslosen Dienstes durch die Darbringung eigener Opfer unter Beweis stellt. Zu oft ist die staatlich-wirtschaftliche Entwicklungshilfe, als wichtigste anti-kommunistische Waffe beschrieben und gepriesen worden. Es muß der Kirche also alles daran liegen, in dieser Weise nicht als Bundesgenossin angesehen werden zu können.
- d) Die Kraft der jungen Kirchen, große Hilfsmaßnahmen zu unternehmen, die, weil sie nur mit Hilfe von außen errichtet und erhalten werden können, ihre Abhängigkeit unterstreichen und die ihnen den Ruf eines Fremdkörpers oder gar den der nationalen Unzuverlässigkeit bei ihren empfindlichen Landsleuten eintragen.

Die Vertreter der eine Annahme staatlicher Entwicklungsgelder ablehnenden Haltung konnten sich zudem auf jene Sätze des 2. Aufrufes zur Aktion "Brot für die Welt" berufen, in denen es seitens des Rates der EKID und der Freikirchen geheißen hatte:

"Wir begrüßen es, daß die Regierungen Europas zunehmend helfen. Als Bürger wünschen wir, daß auch unser Land in stärkerem Maße daran Anteil hat.

Als Christen aber wollen wir "Brot für die Welt" frei von allen wirtschaftlichen Interessen und politischen Bindungen halten. Nur eine Gabe der Christen, die aus bedingungsloser Hilfsbereitschaft kommt, kann der Versöhnung dienen, drum bitten wir euch um Gottes Willen."

(Die Unterstreichungen stammen vom Verfasser.)

Die Empfehlungen des ad hoc-Ausschusses blieben nach hartem Ringen in der Linie dieser Erklärung, und das mit großer Mehrheit.

Bei dieser Empfehlung soll nicht vergessen werden darauf hinzuweisen, daß sie nicht nur die Ablehnung der Vermengung kirchlicher Opfer und staatlicher Gelder aus der Entwicklungshilfe beinhaltet, sondern auch positiv zu formulieren wußte, in welcher Weise Christen an der großen Aufgabe mitzuarbeiten vermöchten, die in der Frage der Hilfe für die überseeischen Länder gestellt sind.

4. Die Entscheidung

Der Rat der EKID hat sich am 17. Mai 1961 in einem ohne Gegenstimme gefaßten Beschluß diese Empfehlungen des Ausschusses zu eigen gemacht. Eine wahrhaftig bedeutsame Entscheidung!

Damit ist die Monate währende Streitfrage innerhalb der ev. Kirche zu Gunsten der Ablehnung staatlicher Gelder aus der Entwicklungshilfe ausgefallen.

Es bleibt noch nachzutragen, daß das Ergebnis dieser Entscheidung mitbestimmt wurde durch eine Erklärung der Bischofskonferenz der VELKD von Ende April 1961 und von einer Stellungnahme des Ausschusses für Mission und oekumenische Fragen der VELKD vom Ende März 1961.

5. Bedeutung und Auswirkung

- a) Die Bedeutung der Entscheidung des Rates der EKID liegt in folgenden Überlegungen:
 - aa) Durch diesen Beschluß wurde die volle Gemeinschaft mit der Oekumene und die weitere ungebrochene Zusammenarbeit mit ihr bewahrt. Besonders Gewicht erhält diese Entscheidung dadurch, daß sie in dem Jahre gefällt worden ist, in welchem die 3. Vollversammlung des Oekumenischen Rates in Neu-Delhi zusammentritt.
 - bb) Die Eigenständigkeit der Aktion "Brot für die Welt" als von der ganzen Christenheit im zerteilten Deutschland getragenen Bewegung oekumenischer Hilfsbereitschaft wurde bewahrt. Ihre erste große Gefährdung wurde überwunden und damit zugleich eine erneute Bedrohung der Einheit der EKID abgewehrt.
 - cc) Die Jahrhunderte alte staatskirchliche Vergangenheit, die in Deutschland immer wieder aus dem Schatten hervortreten versucht, hat eine erneute Überwindung erfahren. Nachrichten aus den skandinavischen Ländern z.B., die uns in diesen Wochen erreichen, zeigen deutlich, wie man unter dem dortigen Verhältnis von Staat und Kirche auch in den Fragen der Entwicklungshilfe nach dem alten, für uns historischen Schema zu verfahren gedenkt.
 - dd) Zugleich ist der Weg gewiesen, in einer echten Zusammenarbeit mit dem Staat seitens der Kirche die Aufgaben in klar abgegrenzter Partnerschaft wahrzunehmen. Das ist, innerdeutsch gesehen, für die Klärstellung des Verhältnisses zwischen Staat und Kirche an einem neutralen Punkt beispielhaft demonstriert worden.

Die Ratsentscheidung hat natürlich auch praktische Auswirkungen. Der vom Rat eingesetzte ad hoc-Ausschuß hat sich nicht auf die Prüfung der Argumente des Für und Wider beschränkt, sondern auch eine Richtschnur für die zukünftige positive Zusammenarbeit mit staatlichen Stellen auf diesem Gebiet gegeben. Bedeutsam ist dabei, daß man die Aufgabe des Christen als Staatsbürger klar herausgestellt hat, bei der Bewältigung großer Aufgaben Verantwortung mitzutragen und die ihm zufallenden Aufgaben zu übernehmen.

- b) Möglichkeiten solcher Zusammenarbeit wurden etwa in folgender Weise gesehen:
- aa) Nimmt die staatlich-wirtschaftliche Entwicklungshilfe große Projekte in Übersee nach Vereinbarung mit der dortigen Regierung in Angriff, so sind eine Fülle von menschlichen, sozialen und religiösen Problemen impliziert. Hier ist ein gegebenes Feld kirchlicher Initiative, ihrer Rates und ihrer aktiven Mithilfe. Das bedeutendste Beispiel der jüngsten Vergangenheit ist die Errichtung des großen Stahlwerkes in Rourkela in Indien von Deutschland her.
- bb) Es werden immer wieder kirchliche Stellen und Verbände mit überseeischen Projekten an Regierungsstellen zwecks Unterstützung herantreten. Der Ausschuß der EKID für Entwicklungshilfe, deren Bildung der ad hoc-Ausschuß gleichzeitig empfohlen hat, sollte Gelegenheit erhalten, zu solchen Anträgen Stellung zu nehmen.
- cc) Bei der Hilfe von Staat zu Staat gibt es in vielen Fällen Gelegenheit für den Kreis der Experten der evangelischen Christenheit, aus ihrer Kenntnis der dortigen evangelischen Arbeit, in deren Verfolg weithin schon eine junge autonome Kirche entstanden ist, wichtige und unentbehrliche Hinweise zu geben, wie eine geplante Entwicklungshilfe im jeweiligen Land - ungeschadet der Wünsche ihrer eigenen Regierung - die Gegebenheiten und Möglichkeiten richtig einschätzt.
- dd) In Deutschland selbst sind wichtige Aufgaben wahrzunehmen:
- Für Tausende von Studenten aus Übersee, denen u.a. oekumenische Studentenheime zur Verfügung stehen sollten; zur Vorbereitung der Menschen, die in Übersee Dienst zu tun bereit sind; Maßnahmen eines großzügigen Stipendium-Programms, das auch junge Christen aus Übersee mit berücksichtigt, etwa nach dem Vorbild des Senators Fulbright; vielleicht eines Tages eine große Kleidersammlung für bedürftige Gebiete draußen, wobei die Kosten der Überseeefrachten eine große Rolle spielen.
- In all diesen Fällen ist eine finanzielle Beteiligung nicht nur denkbar und möglich, sondern vom Ausschuß für wünschenswert und vertretbar gehalten worden, weil nämlich die Kosten in Deutschland anfallen.

Aus diesen vier Punkten mag deutlich werden, wie sehr sich der ad hoc-Ausschuß bemüht hat, - bei aller Klarheit in der entscheidenden Frage der Nichtvermischung von staatlichem Geld mit christlichem Opfer - die Konsequenz aus der Bejahung der staatlichen Verantwortung in der Entwicklungshilfe zu ziehen.

(Zur Veröffentlichung und Vervielfältigung nicht geeignet.)

Der Islam

Seeborg

Die Stämme aber haben noch ein großartigeres Denkmal des ewigen Strennes hinterlassen. Das ist der Islam. Der Islam hat offiziell 622 p.Chr. seine eigene Zeitrechnung begründet. Nur 90 Jahre vorher war die christliche Jahresrechnung "nach Christi Geburt" in Aufnahme gekommen und nur wenige Jahrzehnte vorher die jüdische Zählung der Jahre "seit Erschaffung der Welt". Es ist also irreführend, dem Islam die Ära des Jahres 622 zuzuschreiben, wenn wir nicht hinzufügen: Die Ära der Juden und Christen hat sich erst etwa gleichzeitig mit Mohammed Gehör verschafft! Denn erst dann leuchtet die Konkurrenz ein, in der Mohammeds Hedschra sich gegen Kirche und Israel als "auch eine Ära" fühlte. Alle diese drei Ären wurden im selben Moment akut. Mohammed machte die Ausbreitung von Schöpfungs.Ära (Israel) und Offenbarungs-Ära (Kirche) in die Stämme hinein durch seine dritte Ära unmöglich. Nur Reiche und Städte hat die griechische Kirche bekehrt. Denn Mohammed reduzierte die Frohe Botschaft, so als seien Pharae, Moses, Jesus nur Menschen und nicht Epochenerschöpfer, und der Häuptling noch immer der letzte Hechamt des Geistes. Dem Islam gelang das nur, indem er die älteren Botschaften Moses und Jesu für Gottes Wort an "andere" Völker ausgab. Jedes Volk habe seine Offenbarung. An die Stelle eines organischen Wachses des Reiches Gottes durch die Welt in Stämmen, Reichen, Völkern, setzte der Islam einen Versandkatalog von unverbundenen Taten des göttlichen Erbarmens. Für ihn gab es nämlich von Adam bis Mohammed immer nur erst Stämme! Jeder Erzeuger göttlicher Wahrheit stand für Mohammed in derselben Epoche, der des Stammes. Das erlaubte ihm, der größte Plagiator der Weltgeschichte zu werden. Abraham und Jesus schlug er einfach dadurch aus dem Felde, daß er eines "anderen" Volkes Haupt und doch gleichzeitig der letzte Prophet sei. Als eines "anderen" Volkes Haupt war er niemand als Gott Dank schuldig. Als der letzte Prophet aber durfte er sein Heer zum Heer aller Heere erklären. Sein Kriegspfad wurde nun der einzige Pfad, auf dem diese letzte Prophetie alle ältere "Andersheit" verschlingen werde. Durch diese Eifersucht verleugnete Mohammed die anderen Gestalten der Geschichte. Tetenliebe, Himmelsliebe, Gottesliebe und Nächstenliebe gliederten die wirkliche Völkerwelt in Skythen und Ägypter, Juden und Griechen. Für Mohammed waren alle diese einerlei. Erbarmen hatte Gott mit allen Geschöpfen, aber er schuf sie nicht in einem farbenreichen Heilsplan. Was wir als den ersten Leuchtkern des Geistesglaubens fanden, daß der Mensch aus Mann und Weib Gottes

Ebenbild dadurch würde, daß er sein Gegenteil liebt, wäre dem Propheten Mohammed ein Grauen. Denn er allein vermittelt Gottes Geheimnisse den anderen, von ihm als einzelne mißverstandenen Menschen. Daß sich die Ehegatten selber in der Ehe das volle Sakrament der Gottesgegenwart spenden, das war den ersten Menschen so gut wie den Christen offenkundig. Aber Mohammed wußte nichts davon. Sondern er fuhr über diese schon geliebten Liebesbünde mit dem Irrwisch der Vielweiberei. Die zur Einehe führende Begeisterte- rung des Rauschtranks, des erhöhten Lebens an Hochtagen, verbot er und so verbot er die Verwandlung. Die schreckliche Zweit- rangigkeit des Islam - Islam heißt nämlich nicht 'Gottergeben' wie Goethe glaubte, sondern bloß "sich zufriedengeben" - erklärt sich aber aus seiner Nachlese. Als den letzten freien Stämmen die Aufsaugung durch Reiche und Städte, Juden und Kirche drohte, brach Mohammed hervor und schuf einen Stamm aller Stämme. Nicht umsonst hat er an Abrahams Wüsten-Sohn, das Kind der Hagar, Ismael, sein Werk geknüpft. Der Islam ist eine Anklage gegen die Unfähig- keit der Reiche, der Juden, der Griechen, der Kirche; sie hatten der Araber - oder Germanen, oder Bantus, oder Fidschi-Insulaner - schriftlose, tempellose, bilderlose, reichslose Stammesalter nicht befriedet. Wie Moses "sieben" und "zwölf" vertauscht hatte, so hat Mohammed die Funktionen von Rausch und Frauenliebe ausgetauscht.

Von Dakar bis Aden, von Persien bis Pakistan danken es die Stämme dem Islam, daß er sie während der letzten 1300 Jahre homöo- pathisch behandelt hat: Die Welle des Islam hat diese Verbände galvanisiert. Er erneuert für jeden kleinsten Stamm von 1000 oder 2000 Seelen einen heroischen, überlebensgroßen Maßstab, an dem sich die Häuptlinge und Medizinmänner reformierten.

Schätzungsweise muß der Islam vielen tausend Stämmen den Gang durch Reiche und Hellas und Rom erspart haben. Was das Römerreich den griechischen Städten schenkte: Die All-macht, die in der Ver- schrumpelung vom Reich zur Polis abhanden gekommen war, das brachte der Islam den nie verstädterten Klans. So geht seine Lastenrechnung erst auf, wenn man ihn nicht den Reichen, sondern den Stämmen zurechnet.

Der Islam hat z.B. die Genealogie beibehalten, von der Stämme geistig leben. Jeder Lehrsatz wird genealogisch "zurückgestuppt" von A zu seinem Lehrer B zu dessen Lehrer C zu dessen Autorität D. Die Geister der toten Lehrer sind also nicht befreit, wie der Geist der Heiligen, aus deren Reihen jeder frei zu uns redet.

Nein, die "Frommen" des Islam haben zum Ideal die Farblosigkeit. Sie sind alle bloß Pfaffen", und daher müssen ihre Ansprüche, also das Originellste an Menschen, durch einen lückenlosen Stammbaum, d.h. das Uneriginellste, das es gibt, legitimiert werden. Ihm Stamm ist eben die eheliche Abstammung das einzige, was den rechten Geist verbürgt, und diese Formelhaftigkeit lebt im Islam weiter. Über die "Macht der Zeiten" belehrt uns der Islam: Die Stammeszeit war im Jahre 622 unserer Zeitrechnung mitnichten abgelaufen. Und doch hatte es die Pharaonen damals schon 3500 Jahre lang gegeben.

Ich kenne ein Lehrbuch der Religionsgeschichte, das den Ehrgeiz hat, ehrlich neutral zu sein. So verfiel sein ehrenwerter Verfasser auf den Ausweg, die Religionen streng chronologisch aufzureihen. Hinter der jüdischen, persischen, christlichen Religion steht in diesem Buch ein abschließendes Kapitel: Der Islam. Ich fragte den Autor: "Ja, ist denn der Islam in Ihren Augen die abschließende Religion?" Das verneinte er lebhaft, aber er fand kein Argument, um sein eigenes Gespenst der Chronologie in die Flucht zu schlagen. Das ist eine unschätzbare Warnung gegen den Götzendienst, den unser heidnisches Denken bis heute mit der Chronologie treibt... und für die Impotenz solcher vergötzten Chronologie, die sie mit allen Götzen teilt. Eine Chronologie, die glaubt, die Hedschra von 622 p.Chr. müsse "später" liegen als die Cheopspyramide, macht aus dem Zählen unserer eigenen Hirnkästen einen Fetisch. Die akademische Welt hat kein Verhältnis zur lebendigen Zeit und wird daher mit der "Macht der Zeiten" nicht fertig. Die Gewalt der Zeiten ist der ewige Wiedereinbruch einer jeden Art Zeit, ob Stammes-, Reiches-, Volks- oder Ideen-Zeit; wenn man sich von ihnen nicht ausdrücklich löst, befallen uns diese Mächte unausweichlich wieder!

"Die Zeiten", deren Fülle im Jahre des Heils übers Kreuz geschlagen wurde, sind freilich Äonen, Geschöpfe, und werden in der Newtonschen "Zeit" nicht angetroffen. Der Islam hat die Stammes-Äonen mit dem Einheitsäon ersetzt, als ihre eigenen Gedächtnisse zersplitterten und es keinen "wahren" Stamm in der alten Welt mehr geben konnte. Dieser Vorgang mag unsere Augen für viele verwandte Vorgänge öffnen.

Zoroaster hatte ein Jahrtausend vorher etwas Ähnliches für seine iranischen Hirtenstämme geleistet. Dieser Zarathustra hat nicht den Verfall unseres Geschlechts gebildet. Er leistete etwas

Angemesseneres: Ihm traten Reich und Israel im 6. Jahrhundert als Mederreich und als Israel im Exil machtvoll vor Augen. Ich sage machtvoll, weil jedesmal im Exil Israel machtvoll ist. Unter dem Einfluß des Königs der Könige und des Volkes Gottes schuf Zarathustra seinen Stammeskriegern eine neue geistige Existenz. Sie waren noch zu ungelehrt und unbeständig, um sich auf die Astrologie der Chaldäer und Ägypter einzulassen. Das Feuer am Himmel und auf Erden wurde Zarathustra Gleichnis für die Gestirne. Wo die Reichstempel Tore bauten, durch die der Herrscher in den Himmel eintrat, befahl Zarathustra dem Heer, zwischen Feuern durchzuschreiten, um sich zu reinigen. Das hieß "Durchleuchtung", Lustration. Sie war ein Kompromiß; dank seiner wurden die noch ungesiedelten Krieger lichtbezogen und feuerorientiert, und die Niederlassung wurde erleichtert auch da, wo dem Lande keine einheitliche Stromnatur eignete. Die heutigen 100 000 Parsen Indiens singen den Ruhm Zoroasters.

So ist es also nicht richtig, daß erst der Islam den Stämmen und ihrem ewigen Strom nachgegeben hat. Im Stamm war und ist eben etwas ein für allemal gestaltet, das immer wieder Rücksicht heischte. Auch die christliche Kirche hat den Stämmen die drei Totentage um den 1. November einräumen müssen. Sie heißen heute Allerheiligen und Allerseelen. Allerheiligen wurde seit 854 an zwei Tagen gefeiert und Allerseelen seit 998 am nächsten Tag. Aber ein November-Totenfest findet sich über die gesamte Erde hin und wird von allen Stämmen begangen. Als den Sippen der getauften Germanenstämme das Allerseelenfest eingeräumt wurde, da eröffnete sich ihnen der Zugang zu ihren unheiligen Ahnen. Die konnten nun ins neue Reich Gottes hinübergebetet werden.

Immerhin blieb das Verhältnis Kirche:Stamm anders als das Verhältnis Islam:Stamm. Die Kirche behielt ihre Freiheit, zu allen Zeitmächten Ja oder Nein zu sagen. Im Islam war das nicht so. Der kriegerische Erfolg des Augenblicks, den der Herr im Stamm verkörperte, ist für die Kalifen der Maßstab geblieben. Kein Mohammedaner versteht die Früchte unseres Austretens aus der Zeit, des aus der Existenz Austretens, um gerade dadurch ins Dasein zu treten. Der schrecklichste Beweis für das islamische Mißverständnis der Zeit sind die vier ersten Kalifen. Diese vier Nachfolger des Propheten waren erfolgreiche Eroberer. Und sie

haben im Islam den Platz der christlichen vier Evangelisten eingenommen! An ihnen weiß man nämlich, was orthodox ist. Damit aber fiel der Islam auf die alte Häuptlingschaft der Stämme zurück. Wer in die Vergangenheit blickt, kann nur den Erfolg anbeten, die Skalpe zählen; man muß das schon Gesprochene dem noch Unausgesprochenen verziehen. Dies Fatum, dem die Stämme verfallen - das "Schongesagte" ist die Bedeutung von Fatum -, ist im Kismet Mohammeds einfach erhalten geblieben. Der Frömmste ist auch der Unoriginellste im Islam. Er zaubert nicht mehr und ist nicht mehr verzaubert. Der Islam hat diesen Segen gestiftet. Die Stammesflüche verstummen. Insofern kam er als Befreier.

Rückzug der Stämme vor Israel und Kirche ist der Islam. Er riegelt die Söhne der Wüste gegen die von Israel "aufgehobenen" und oben damit auch bewahrten "Reichs" wahrheiten ab (gegen Tempel, Astrologie, Schrift, Landwirtschaft), er erspart ihnen die von der Kirche aufbewahrten Schätze der "Polis", der humanistischen Wissenschaften und Künste. Gegen die Künste ergeht das Bilder- verbot mit einer Absolutheit, die den Juden ganz fremd geblieben ist. Gegen die Welt der Siedlungskalender aber empfängt Mohammed noch ein Jahr vor seinem Tode eine Spezialoffenbarung (Koran IX, 36/37). Die Jahreskalender, die sich auf Sterne oder Sonne gründen, dürfen die Gläubigen dieses Propheten nicht beflecken.

Mohammed erfindet einen einzigartigen Kalender aus 354 Tagen, der sich weder um die Sonne noch um die Jahreszeiten, weder um die Tierkreisbilder noch die Planeten kümmert. Der zunehmende Mond, die Sichel, ist das Wahrzeichen des Islams, aber wenige sind sich bewußt, daß sich der Islam dies Symbol der Mondsichel in Gegenwehr gegen den Davidstern der Bibel und die Sonne Christi wählte.

Jedes Jahr fallen die Monde des mohammedischen Jahres weit ab von irgendwelcher kosmischen Regel. Jahreszeiten sind hier triumphierend vernachlässigt. Man hat dadurch die leere Hülse eines Kalenders für alle Gläubigen; wo vorher jeder Stamm für sich feierte, kann im Islam dank des Mondkalenders durch ganz Afrika und Asien das Fasten im Ramadan zur selben Zeit vor sich gehen, abgelöst von Himmel und Erde. Nun, abgelöst von Himmel und Erde, nur auf die Ahnen blickend, lebte der alte Stamm im lebendigen All. Mohammed sägt die Einheit des einzelnen Stammes mit seinem

lebendigen All auseinander und wirft ihn in das eine Monjahr in einen unlebendigen All. Der Rauschtrank begeisterte die Stammeskrieger; die Einehe disziplinierte den einzelnen. Mohammed, so sagten wir, gibt den Rausch der 'Sinne dem einzelnen Krieger in der Vielweiberei, aber die Ortsgemeinde ernüchtert er im Weinverbot. Genau dahin paßt sein Mondkalender. Der Mond ist über die Ungeheuer und Ungetüme und Gespenster im Busch erhaben; aber nur negativ hat dieser Mondkalender Wert. Positiv lehrt er nichts außer einer formalen Gleichartigkeit. Es geschieht nichts dank dieser Ordnung. Es wird nur etwas anderes verhindert. Der trotzigsten Umstülpung der Offenbarung dient der Mondkalender (Die Beschränkung der heutigen Astronomen und Historiker auf ihre eigene Verstellung, daß Kalender "naturwissenschaftlich" zu sein wünschten, verhindern jedes Verständnis der ~~X~~ Kalenderdialektik). Umgestülpt hat er die Seelen der Stammeskrieger allerdings, aber ohne sie zu erneuern. Der einzelne gibt nun seine Seele unter die Regel des Propheten anstelle des Blutsahnen. Ein ungeheurer Stammestrust, ein Kartell aller Wüstensöhne wird dadurch geschaffen, daß bis auf den heutigen Tag die Trennung der übrigen Welt in Bauern und Städter dem Islam erspart hat. Er kommt in die Krise, weil heute die wissenschaftliche Produktion den Unterschied von Land und Stadt und Wüsten abschafft.

Daß aber der Davidstern, das Sonnenstrahlenkreuz Christi und die Mondsichel, alle drei Verwendung gefunden haben, ist geeignet, uns im Glauben an eine Ökonomie des Geistes zu stärken. "Die Geschichte ist so genau wie die Preußische Oberrechnungskammer", hat Bismarck gesagt. Sonne, Mond und Sterne sagen Amen dazu!

Und so gewinnen wir den sinnvollen Platz für den Islam mit seiner seltsamen Zeitrechnung nach Mondjahren seit der Flucht des Propheten von Mekke nach Medina. Diese Flucht ist wirklich eine Flucht aus Reich und Stadt und Judentum und Kirche in die Sippe und den Klan. Die Ära des Islam basiert auf einer Flucht; das ist seine 'Wahrheit. Und sie erläutert den Stammesglauben.

Auch die Kirche hat zwar den Ahnenseelen Heimatrecht in der neuen Ära des Heils gewährt. Aber sie hat sich nicht ihrem Fatum, ihren Geistern gebeugt. Und so ist der Heilige Geist nicht aus der Kirche gewichen. Mit Allerseelen begann vielmehr ein neues Zeitalter des Geistes.

Seitdem hat es zwar hie und da noch gespukt. Aber im ganzen hat das Allerseelenfest die Stammestoten der Vorzeit mit der Kirche ausgesöhnt. Als der Edelstein des Ahnenrituals, die Gräber, ihren Platz an der Kirchenmauer, auf dem Kirchhof, gefunden hatten, da konnten die übrigen Riten zum Kinderspiel werden. Das Karussell, der Reigentanz, die Jahrmarktswunder und die Pferderennen, die Johannisfeuer und das Blutsbruderschaftstrinken, Rundgesang und Ravensaft, Mensur und Teast, Karneval und Leichenschmaus wurden gefahrlos. Hexen und Hexenmeister sind nur noch um den Maienpfosten oder Totenpfahl auf dem Besenstiel herumgeritten. Das waren einzelne vertretzte Splitter, einzelne Hexen, Berserker und Einzelgänger.

Ernsthaft und wirksam aber konnten die Sitten bleiben, welche die Kirche bestätigte oder fortbildete: Ehehindernisse, Totenmahl, Adepten, Freundschaft, Erntedankfest, Hausfriede und Gastrecht, die Ehrung der Alten, die Flurumgänge und Prozessionen.

Eugen Rosenstock-Huussy, Soziologie II, Völlzahl der Zeiten
S. 373-378.

Die störende Anwesenheit des Johannes

Seiberg "Wie einer ist, so ist sein Gott;
Darum ward Gott so oft zum Spott."

Mancher Gottlose sonnt sich in der Doppelzüngigkeit dieses Verses. In der ersten Zeile werden die Götter der verschiedenen Religionen entlarvt: sie spiegeln den kleinen Menschen, der sie anbetet; in Wahrheit vergöttert er sich selbst in ihnen.

Indessen mit dem zweiten Vers behauptet der Dichter den wahren Gott zu kennen. Und indem er ihn zu kennen erklärt, bekennt er zugleich, daß es ihn, den wahren Gott, trotz der Götzen alle, gibt. Das Distichon ist gläubig. So treibt es uns alle, diese gespaltene zwiefache Wahrheit zu bewähren: wir alle möchten die Götzen entthronen, in denen wir nur uns widerspiegeln. Wir alle müssen dem wahren Gott die Ehre geben, in dessen Ebenbild wir erschaffen sind. Unablässig liegt uns beides ob. Gott, Mensch, Götze, in diesen drei Ebenen oder Graden verläuft unser Sprachleben. An drei ungeheuren Kerben des Gottesglaubens ist der wahre Gott namentlich über seinen um zwei Potenzen niedrigeren Pseudogötzen emporgestiegen. Im Leben Abrahams, im Leben Jesu und heut unter uns:

Als der Mensch Abraham der reine Vater wurde, wäre Gott des Menschen Götzenbild geworden, hätte von nun an der Vater in Israel nur den Vater in Gott angebetet. Wenn Abraham den Herrn z.B. nur wieder "Vater Zeus" angerufen hätte, dann wäre sein Herr vielleicht wieder nur der großgeschriebene Vater Abraham und das heißt seines eigenen Verehrers Ebenbild geblieben. Indessen hat der erste reine Vater der Menschheit, Abraham, erfahren, daß seine Vaterschaft eine neue Kreatur aus ihm machte. Aus einem Häuptling, dessen Auge vom Ahnenpfahl die fernsten Enkel tyrannisierte, wurde Abraham zum Verzichter, der nicht einmal den eigenen Sohn opfern durfte. . Isaak trat ja Gott ebenso nah wie Abraham, nachdem bis dahin durch Tausende von Jahren Söhne ihren Geist über Vater und Ahnen zurückzuleiten und von Gott herzuleiten hatten. Daran erkannte Abraham, daß Gott ihn, Abraham, zu einem bis dahin unerhörten Menschen umgeschaffen habe, einem Menschen, der seinem eigenen Kind gleichzeitig bleiben müsse. Abraham erfuhr also Gottes Schaffenskraft! So trennte sich Abraham auf Erden der Vater vom Ahn, der Walter vom Sippenhaupt, der Ökonon vom Despoten. Den Vater im Himmel aber erkannte Abraham nun als seinen Schöpfer. Denn dieser wahre Gott erschuf diese noch nie dagewesene

Vaterschaft in den Abraham eines Tages hinein, zu Abrahams größter Überraschung.

Vater Abraham und Gott als der Schöpfer dieser Vaterschaft sind die zwei Seiten desselben Ereignisses. Gott Vater erwirbt den Namen des Schöpfers, weil ein Mensch unter seinem Geheiß der erste Vater wird, in dem wir auch heute noch den reinen Vater statt des Häuptlings oder Despoten erblicken. Und es wird die Gefahr abgewendet, daß ein Götze aus Gott werde, ein Götze, in dem nur des Menschen eigene Er-rungenschaft des Vaters groß ausposaunt würde.

Als Gott in Jesus die Sohnschaft gebiert, den neuernden und doch gehorsamen Sohn, dem der Vater die Herrschaft übergeben darf, weil dieser Sohn Seine Knechtschaft nie ableugnet, da fragen wir uns wieder ob nun Gott etwa zum bloßen Götzen herunterfällt, weil die Menschen ihn, Gott, ja fortan auch den Sohn, den Logos, den Christus nennen. Spiegelte sich der Herrgott in den Gebeten der Kirche nur als Sohn, so würde er freilich die Selbstgefälligkeit der Gottessöhne widerspiegeln. Aber wieder hat der lebendige Glaube den Götzendienst überstiegen und hat den dreifaltigen Gott angebetet. Vater, Sohn und Geist, und so ist das neue Israel durch die Dreieinigkeit oberhalb seines Götzleins geblieben so wie das alte Israel durch seinen Schöpferglauben. Die Christen haben nicht sich selber in Christus vergottet; denn ihr Geist bezeugte im Sohn den Vater.

Eine dritte Gefahr steigt heute herauf, Gott, der Erschaffer unseres Vätertums wurde als Gott der Schöpfer bewährt; Gott, der Erschaffer des Christentums wurde als der dreieinige Gott bewährt. Gott der Geist? "Was sie den Geist der Zeiten nennen, ist nur der Herren eigener Geist." Jede Konfession und jede Sprachgemeinschaft verkörpert einen Geist. Der Heilige Geist des wahren Gottes muß über jede Spiegelung eines einzelnen Geistes emporgerissen und erhöht werden und das bis zum jüngsten Tage! Auch der Geist der Urkirche, der Geist der orthodoxen Kirche, der Geist Genfs, der Geist Wittenbergs, Stockhoms, Bandalas, New Delhis, Evanston - sie alle lassen sich nicht für Gottes Geist ausgeben. Was können wir aber dann noch glauben und hoffen? Der Sohn und sein Vater haben uns den Trost des Geistes gespendet. In unerwarteter Weise haben sie uns auch das Mittel gegeben, unseren Spielgötzen, den Götzen, den Götzen, daß wir unsern eignen Geist als Den Geist anbeten würden, zu entgehen. Dieser dritte Weg, zu Schöpfer und Trinität hinzu auch des Geistes Erhabenheit über uns: seine Anbeter, zu sichern, ist ebenso einfach wie uralte, ebenso unbekannt wie unerwartet.

Jesus sagte vom Kreuz zu seiner Mutter und zu dem Jünger, den er lieb hatte: "Siehe da, Dein Sohn; siehe da, Deine Mutter." Und der neue Sohn nahm die neue Mutter zu sich in sein Haus. Das war vielleicht das gewaltigste aller Testamente; es steht neben dem Alten und dem Neuen Testament als das Dritte Testament. Denn es verkündet das Recht zur Übersetzung in neue Träger sogar der einmaligen Namen, Mutter und Sohn. Jesus hat hier in der Übergabe seiner Mutter an seinen Freund den Namen, die seine eigene Kirche zu verleihen kam, Schranken gesetzt. Er hat über ihren Geist hinaus gewirkt und uns ein Vorbild gegeben, über unseren Geist hinaus zu wirken. Er hat ja seinen eigenen Geist in die Hände des Vaters zurückgegeben. Sein drittes Testament besagt: "die Tote Hand soll nie regieren." Die göttlichste Stiftung muß übersetzt werden in neuen Namen. Den Apostel Petrus beunruhigte die außerklerikale Haltung des Jüngers, den der Herr lieb hatte. Johannes, der neue Sohn der Maria, war kein Bischof, kein Presbyter, kein Missionar, kein Diakon; (Anm. Die Bibelkritik würdigt diese Amtslosigkeit des Johannes nicht.) er blieb der, der er zu Lebzeiten seines Freundes gewesen war, eine unberechenbare jungfräuliche Seele. "Virginitas decuit", sagte der arme von Trieben geplagte Hieronymus neidisch von Johannes. In diesen Satz ist die Wahrheit eingesenkt, daß Johannes den Geist Christi, den jungfräulichen Erstlingscharakter jedes Schöpfungs Augenblicks, rettet, jenen Geist der Taube; die Taube lebt weder aus Antezedentien noch aus Prophezeiungen, weil sie nicht auf Anfänge oder Endzeiten starrt. Nein, jungfräulich ist das Heute, an dem Gott, Mensch und Schöpfung ihrer Gegenwart froh werden, so als hätte es eine andere Zeit nie gegeben! Die Kirchenleute machen aus dem Gott, der heute ist, und von dem deshalb auch wahr sein muß, daß er im Anfang war und am Ende sein wird, den logischen Begriff dessen, der "im Anfang gewesen sei, jetzt und immerdar". Diese subtile Umkehrung der Reihenfolge aus "heute, einst, dereinst" in "einst, heute, dereinst" tötet den Geist Gottes, den Geist Jesu und den Geist des Johannes. Wenn nämlich unser Heute nur von dem "Am Anfang" und dem "Immerdar" in die Mitte genommen wird, dann gerät es in die Logik oder in die Geometrie. Es wird dann nämlich eine Deduktion, aber es hört auf, eine Erfahrung zu verkörpern. In den Tagen aber, da der Herr auf Erden wandelte, war sein Heute, sein Jetzt, sein Nunmehr und Hier der Beweis, der einzige Beweis für alle Dereinsts der Anfänge so gut wie für alle

Dereinsts der Propheten. Wir sollten also beten zu dem Gott, der Jetzt ist, im Anfang war und am Ende sein wird. Deshalb sagt Jesus zu dem Kirchenmann und Felsenmann am Ende des Johannesevangeliums: "Lieber Petrus, was dieser Jünger tun wird, liegt außerhalb Deiner Papstgewalt und Schlüsseljurisdiktion. Johannes, das johanneische Christentum geht Dich, Petrus, nichts an." Schon im ersten Jahrhundert liefen offenbar die Götzendiener des Geistes ihrer Kirche gegen diese dauernde Berichtigung des Petrus durch Johannes Sturm. Sie zogen nach Götzendienerart den Satz des Herrn: "Wenn ich aber will, daß dieser bleibe - was geht Dich, Petrus, das an?" auf das leibliche Dasein des Johannes hinunter: "Aha", sagten sie, "Johannes lebt ewig. Er ist unsterblich." In den Saturnalien dieser Götzendiener, in der Bibelkritik heißt es daher, der Tod des Johannes habe seine Zeitgenossen tief erschüttert, weil sie überzeugt waren, Jesus habe dem Johannes leibliche Sterbelosigkeit verheißen. So sei hinterher die Geschichte vom Lazarus und vieles Ähnliche in die Evangelien hineingedichtet worden, um diesen "Irrtum" Jesu zu verdecken! An all dem ist nichts. Wer den Vers bedenkt: "Wie einer ist, so ist sein Gott, darum ward Gott so oft zum Spott", der weiß auch, daß in jeder Stunde der Geschichte wieder und wieder der wahre Gott über den Götzen seiner Gläubigen hochgestemmt werden muß. Er weiß auch, daß Abraham und Christus ihren Völkern die Kraft zu diesem Hochstemmen mitgegeben haben, zu dieser Selbstüberwindung, und er wird sich nicht beklagen, daß sie auch 1963 unerläßlich ist.

Daher hat Jesus in den Freund das Amt des Geistesreinigers hineingeschaffen, der die Petriner und Pauliner bis zum Jüngsten Tag zu ihrer Selbstüberwindung zwingt. Johannes bleibt bis ans Ende der Welt der Jünger, den der Herr grundlos und antlos liebt, damit kein Zeitgeist, Nationalgeist, Kirchenggeist, Volksgeist je sich für den Heiligen Geist ausbe. Jawohl Volksgeist, jawohl Zeitgeist, jawohl Gemeingeist, jawohl Revolution und Kommunismus, jawohl Kirche und Patriotismus, Eure Gerüste zusammen mit den Jüngern, den der Herr lieb hat, Institution und Freund zusammen, bezeugen seinen, des Herrn, Gottes, Geist. Israel ist das Volk Gottes. Die Kirche hat der Sohn gestiftet. Beides bleibt wahr. Aber Jesus hat auch einen natürlichen, einen geschöpflichen, einen lebensgeschichtlichen Freund. Und dank dieses Johannes wird nun der Heilige Geist umfassender als

der in der Kirche des Sohnes oder dem Volke des Schöpfers wehende Geist. Und bevor diese "GröÙerkeit" des Geistes Gottes nicht sicher-gestellt ist, darf und kann das Millenium des Geistes sich uns nicht auf-tun.

Viele reden heute von diesem Zeitalter des dritten Glaubensartikels. Viele fühlen wie der Bauer, der dem Erzbischof von Upsala, Nathan Söderblom, sagte, es müsse ja jetzt auf die Geschichtszeit des Priesters (Petrus) und des Leviten (Paulus) das Alter des barmherzi-gen Samariters folgen. Diesem Samariter wird Johannes oft gleich-gesetzt. Aber so gefahrenlos ist auch am Ende der Welt der Glaube nicht, wie jene Aufzählung ihn erscheinen läßt. Im Gegenteil! "Wie einer ist, so ist sein Gott..." und so bleibt die Gefahr des Götzendienstes bestehen. Denn die Menschen suchen Gott da, von wo sie selber herkommen, und erheben sich selten zu Ihm, der sie erst morgen beruft und zu erschaffen gerufen wird. Sie erwarten nicht, daß Gott neu über sie kommt! Den Vater Abraham hat der Schöpfer ge-segnet. "Vater" ist auch nur eine Gestalt von uns Geschöpfen. Aber Gott ist ihr ewig freier, endloser Schöpfer. Den Sohn hat der Drei-faltige Gott in seiner Güte Menschengestalt annehmen lassen, damit wir das Wort Gottes aus all unseren Millionen Worten heraushörten; Gott kann eben dem Abraham aus Steinen Kinder erwecken. Eben das gilt vom Geist. Auf den Geist, den drei wehenden, darf keine Institu-tion auf Erden sich berufen, es sei denn, es sei denn daß sie auch Gottes Freund, dem unerwarteten, dem unbekannten, dem unvorherge-sehenen den Antritt der nächsten Sohnschaft in ihrem Mitgliederver-zeichniss ermöglicht und offenhält.

In einer unheilvollen und dennoch heiligen Stunde, im Untergang des Kaiserreiches 1918 fanden wir Kriegsteilnehmer uns auf Patmos zu-sammen, außerhalb von Staat und Kirche, unbemerkt von Petrus und wie PAULUS von Paulus.. Jeder in seiner stammelnden Inselfsprache, eben auf Patmos, bezeugte da seinen Glauben an den Schöpfer statt des Vaters Zeus, an den Dreieinigen Gott statt des Genialen Sohns, an den Heiligen Geist statt an die Zeitgeister und die Landesgeister. Hans Ehrenberg steuerte damals seine Deutung des Schlusses des Evangeliums Johannis bei. Sie steht in seiner unvergeßlichen und eben deshalb völlig vergessenen "Heimkehr des Ketzers", die im Patmosverlag 1920 erschien. Ich habe diese Wahrheit hier umgeschrieben, weil sie wohl erst heute flügge werden soll, als Treuhänder jenes Patmos, ach als

der einzige Treuhänder, der sich noch zu Patmos unverdrossen bekennt. Ehrenberg sah, daß unser Johannesevangelium das amtlose Dasein eines Freundes Gottes verbürgt.

Johanneisches Christentum, so tradiere ich unsere Erleuchtung, ist keine dritte Kirche, keine amtliche Gestalt. Aber es erhöht den Heiligen Geist über den schon begriffenen Geist. Es verlangt von uns allen, die sich auf den Geist Gottes zu berufen wagen, daß wir noch von ihm unbegreiflich ergriffen werden können auch in der absurdesten und widerborstigsten Gestalt, damit die Kluft zwischen Gott dem Unbegreiflichen und dem Begriff Gottes in unserem Kopf nie sich verringere. Sie füllt das "Pneuma", das ja griechisch weder männlich ist wie der Logos, noch weiblich wie die Sophia, sondern geschlechtslos, neutral, eben das Wehen des Geistes. Daran ist seine Demut zu erkennen, seine Unscheinbarkeit, sein Geheimnis, also gerade das, was die Fachleute und die Amtsträger zur Verzweiflung bringt. Diese glauben zu wissen, wer das Recht auf Sitz und Stimme im Rat hat, sie behaupten, daß man von vorne herein bestimmen müsse und könne, wer jeweils den Mund auf tun soll. Gegen diese Geistesbeamten sendet der Einzige, der von vornherein bestimmt, der wahrhaft prädestinierende Anhauch des Geistes seinen nur ihm bekannten Freund, den prädestinierten Sprecher dieser und n u r dieser Stunde.

Denn bis ans Ende der Tage bestimmt kein Frauenzämmer, bestimmt kein Führer, bestimmt kein Revolutionär, bestimmt kein Papst, sondern es bestimmt der Schöpfer, bestimmt der Dreieinige Gott, bestimmt der Heilige Geist, wer in seinem Namen sprechen soll, weil er ihn anweht.

Eugen Rosenstock - Huesay, "Die Sprache des Menschengeschlechts" I S. 259-65.

Die Gottesdienste

Eins könnten wir zu mindestens von den Christen der Goßnerkirche lernen: Die Freude Gottes! Nietzsche hat darüber geklagt, daß die Christen erlöster aussehen müßten. Nun, wer einen Gottesdienst in den Gemeinden der Goßnerkirche miterlebte, wird nie mehr vergessen, mit welcher Freude die Menschen zusammenkommen. Man nimmt es nicht so genau mit der Uhrzeit, weder zu Beginn, noch am Ende! Die Säuglinge sind bei der Mutter, getrennt davon hocken die Männer auf den Matten. Die Predigt wird in Hindi gehalten, damit die in der Sprache sehr unterschiedlichen Völkstämme einen einheitlichen Gottesdienst haben. Das Gesangbuch enthält übersetzte abendländische Lieder, aber die junge Generation kennt sie kaum noch. Sie liebt sehr viel mehr die Bhajans, eine Art Spirituals, die unter Trommelbegleitung und Händeklatschen mit großer Freude und noch größerer Ausdauer gesungen werden. Sehr eindrucksvoll ist es, wenn die Frauen der Gemeinde die täglich abgesparte Hand voll Reis als ihr Opfer auf den Altar legen, obwohl die meisten Familien nicht mehr als ihr Existenzminimum haben. Der Gottesdienstbesuch ist überall außerordentlich gut. Die Lebendigkeit der Gemeinden in den Industriegebieten ist noch größer.

Die Kirchen

Sie sind wirklich keine repräsentable Bauten, bisweilen nicht mehr als Notunterkünfte. Auch die vor 50 - 70 Jahren von den deutschen Missionaren gebauten Kirchen sind nicht in einem guten Zustand. Das liegt hauptsächlich an der großen Armut, die übera herrscht, manchmal aber auch an der fehlenden Initiative der Gemeindeführer auf organisatorischem Gebiet. Die Gemeinden der Goßnerkirche haben mehr als 900 Gottesdiensträume. In Gua,

neu gegründeten Eisenerz-Arbeitersiedlung, ist die "Kirche" eine aus Wellblechen zusammengestückelte Hütte, in der 40 Familien Gottesdienst halten; ihre Wohnungen sind indes nicht besser. In Birmitrapur gibt es einige bessergestellte Gemeindeglieder. Hier hat man in der Kirche sogar Neonlicht installiert.

Mit Hilfe der Goßner-Mission arbeitete die Kirchenleitung einen Fünfjahrplan aus, um Kirchen und Schulen zu reparieren oder neu zu bauen. An der Finanzierung beteiligen sich auch einige deutsche Kirchen.

IM TELEGRAMM

Kasten

Gebiet:

5 Bundesstaaten, nämlich Bihar
Orissa
Madhay Pradesh
West-Bengalen
und Assam

Leitung:

Präsident Dr. Bage (ab 1.11.1963)

Verwaltung:

4 Kirchenprovinzen (Anshals)
2 Missionsgebiete (Nordwesten und Südosten)

Größe:

230.000 Gemeindeglieder; jährliches Wachstum
etwa 3.000

Unterricht:

13 Oberschulen
39 Mittelschulen
96 Grundschulen m. insgesamt 567 Lehrern
1 theologisches Seminar
1 katechetisches "
1 Gemeindegliederinnenschule
1 Lehrerinnenbildungsanstalt

Die Pastoren

Nur jeder 10 Prediger ist ein Pastor. Diese Theologen werden schon seit Jahrzehnten in einem besonderen Kollege in der Bezirkshauptstadt Ranchi ausgebildet unter der Leitung von indischen Dozenten. Wenn sie in ihre Gemeinden entsandt werden, erwartet sie eine schwere Aufgabe. Sie sind verantwortlich für einen großen Bezirk mit einer ganzen Reihe von Einzelgemeinden, die zu Fuß oder mit dem Fahrrad besucht werden müssen. Die Pastoren könnten ihrem Amt gar nicht nachkommen, wenn nicht überall in den Dörfern Männer bereit ständen, die den sonntäglichen Predigtdienst in große Treue tun. Von diesen Predigern, genannt Pracharaksh, gibt es zur Zeit mehr als tausend. Sie werden von den Gemeinden berufen und bezahlt. Als Nichttheologen sind sie die eigentlichen Pastoren und bilden die Elitetruppe der Kirche.

Die Missionare

Es begann damit, daß deutsche Missionare in diesem Land das Evangelium predigten. Dann entstand eine selbständige und unabhängige Kirche. Sie weiß, daß nach der "Starthilfe" nun der indische Christ seinen Landesleuten selbst zu predigen hat von Jesus Christus. Erfreulicherweise ist statistisch festzustellen, daß die Goßnerkirche jährlich um einige tausend Mitglieder wächst. Wem ist dieses Wachstum zu verdanken? Für unsere deutschen Verhältnisse ist die Tatsache verwunderlich, daß dieses Verdienst nicht den Theologen, sondern den einfachen Gemeindegliedern zukommt, die die Missionare ihrer Kirche sind. Durch den täglichen Umgang mit Nichtchristen werden mehr und mehr Menschen gewonnen, die sich den christlichen Gemeinden anschließen. Das persönliche Glaubenszeugnis gilt mehr als die Predigt in den Kirchen.

Sonderprojekte:

- 1 handwerklich-technische Schule in Fudi
mit 3 Klassen und Internaten
- 1 Musterfarm in Khuntitoli mit Landwirtschaftsschule
und Internat
- Hospital und Poliklinik in Amgaon
mit Schwesternausbildung

Die Zukunft

Die Kirche Jesu Christi hat immer eine Zukunft. Für die Goßnerkirche wird die industrielle Entwicklung Indiens eine neue Tatsache schaffen, die der Verkündigung des Evangeliums ~~gibt~~ große Möglichkeiten bietet.

Die Bewohner des Gebietes, in dem die Goßnerkirche liegt, gehörten bis vor kurzem zu den "Hinterwäldlern" von Indien; sie lebten ziemlich abgeschlossen und unbeteiligt an der Gesamtentwicklung des Subkontinents. Dies hat sich fast über Nacht geändert. Ein Strom von Einwanderern aus Süd und Nord überflutet das Land.

Die Christen der Goßnerkirche werden aus ihrer Enge herausgerissen. Sie werden konfrontiert mit Menschen, die aus den verschiedenen Traditionen und Sprachen des alten Indiens zusammenkommen und sich mühsam zurechtfinden müssen in einem Indien, das durch die Technik normalisiert wird. Die Umwälzung der bisherigen Ordnungen schafft Unsicherheit, Hohlräume und Gefahren.

In dieser Situation verkündigt die Goßnerkirche das Evangelium ~~mit~~ mit Wort und Tat. Jetzt beginnt die Zeit der Bewährung. Wird die Kraft ausreichen?

2 Andachten für

„Erhalt uns in der Verheißung“

16. Oktober, Freitag nach dem 20. Sonntag nach Trinitatis

Wir lesen heute 3. Moses 1 + 1-9

Seeburg

Diese sehr in die Einzelheiten gehenden Opferbestimmungen sollen die Versöhnung mit Gott deutlich machen (V. 4). Wir wollen uns erinnern, daß der Gott Israel auch der Vater Jesu Christi ist, der mit unendlicher Geduld sein Volk sammelt und entschuldigt. Der allmächtige Gott beugt sich zu seinen Menschen und ruft also Moses und redet mit ihm. Moses wiederum verkündigt seinen Brüdern den Willen Gottes, nämlich die Vergebung der Schuld. Jeder Israelit, der diesem lebendigen Gott Vertrauen schenkt, wird ihm glauben und gehorsam den Anweisungen des Herrn folgen. So hatte es bereits Abraham getan, er "hat Gott geglaubt und das ist ihm zur Gerechtigkeit gerechnet." (Römerbrief 4). Solchen Glauben erwartet der Gott Israels auch von den Söhnen Abrahams. Als Ausdruck ihres Glaubens sollen sie die Bestimmungen beachten, die für die Opferhandlung festgelegt sind. In unserem Abschnitt ist davon die Rede, was der einzelne zu tun hat. In diesem Gottesdienst steht er allein vor dem Herrn. Die "Liturgie" ist seiner Willkür entzogen: Die Versöhnung ist nicht sein Werk, sondern Gottes Wille, der das Ritual dafür festlegt. Das Blut und das Feuer sind darin wichtige Bestandteile, um den Menschen klarzumachen, daß das Leben dem gehört, der ihn geschaffen hat. Zum anderen, daß der Gott Israels sich mit verzehrender Gewalt Recht verschaffen kann.

Christus sagt: Ich bin nicht gekommen, das Gesetz aufzulösen, sondern zu erfüllen (Matth. 5). In Gehorsam zu seiner Sendung

hat er sich als das Opfer hingegeben ein für alle Mal.
In Jesu sterben ist nicht nur die Versöhnung mit den
Israeliten, sondern sie ist mit allen Völkern der
Erde geschehen. Wer diese von Gott angebotene Versöhnung
annimmt, hat das nicht mehr zu erweisen, indem er ein be-
stimmtes Ritual nach vollzieht, sondern durch die Nachfolge
Jesus, der als der alleinige Mittler zwischen Gott und
Mensch sein Leben für meines geopfert hat.

Wir beten: Vater im Himmel, wir glauben, daß du uns
versöhnt hast mit dir, weil wir glauben,
daß Jesus Christus dein Sohn ist, der durch
sein Opfer uns zu deinen Kindern gemacht hat.
Wir bitten dich, daß dein gutes und gnädiges
Handeln an uns weitergehen möchte. Habe Ge-
duld mit uns um Jesus Christi willen. Amen.

Wir singen:

17. Oktober, Sonnabend nach dem 20. Sonntag nach Trinitatis

Wir lesen heute 3. Mose 10 - 1/11

Gott braucht Menschen, die unterscheiden können zwischen heilig und unheilig. Die beiden Voraussetzungen dazu sind Gehorsam und Nüchternheit.

Nadab und Abiau haben in ihrem Amt eine besondere Verantwortung: Wem viel gegeben ist, bei denen wird man viel suchen. Den Gehorsam hat Gott bei diesen beiden Priestern vergeblich gesucht. Sie hatten auf eigene Faust gehandelt, "fremdes Feuer" gebracht, das ihnen der Herr nicht geboten hatte. Sie hatten einen Gottesdienst gehalten zu ihrer eigenen und nicht zu Gottes Ehre. Götzendienst durch Gottes auserwählte Diener im Heiligtum ist ein schweres Vergehen. Der Tod ist dieser Sünde Sold, den Angehörigen wird die Totentrauer untersagt, ein unwürdiges Ende für die unwürdigen Diener. Gottes Gericht ist hart und erschreckend.

Die heidnischen Völker ringsum haben ihre Götzen zum Spielball ihrer Wünsche und Vorstellungen gemacht. Der Gott Israels aber wacht darüber, daß sein Volk ihn als den Herrn erkennt und achtet. Er untersagt alle Diskussionsbeiträge für etwaige Reformen des Versöhnungsrituals. Der Bund, den der Gott Israels mit seinem Volk geschlossen hat, ist kein Vertrag zwischen gleichberechtigten Partnern, sondern ein einseitiger Gnadenakt, der anerkannt oder abgelehnt werden kann von Israel. Israel hat ja gesagt zu dem Heilsplan Gottes; es hat sich dem unmittelbaren Wirkungsbereich des heiligen Gottes ausgesetzt. Das verpflichtet jeden einzelnen zum unbedingten Gehorsam, am allermeisten die Priester, weil sie die Mittler sind zwischen Gott und seinem Volk. "Ich erzeige mich heilig an denen, die mir nahe sind" und Aaron, der Vater, schwieg still.

Gott braucht Menschen, die unterscheiden können zwischen heilig und unheilig. Die zweite Voraussetzung dazu ist die Nüchternheit.

Gott, der ein so hartes Gericht hielt, redet wieder mit Aaron. Er verbietet ihm und seinen Söhnen starke Getränke. Gott will solche Diener, die ihre Sinne gebrauchen können. Rausch und Ekstase lösen den Menschen von der Wirklichkeit, wollen ihm vorgaukeln, daß er sich von der Erde erheben kann. Der Gott Israel aber hat sich herab gebeugt zu seinen Menschen, er redet in der Sprache des Volkes Israel. Er erwartet Aufmerksamkeit und Nüchternheit. Nur so kann es die Stimme des Herrn hören, verstehen und weitergeben.

Angesichts dieser Zwischenfälle, die die israelitischen Priester verursachen, werden wir erinnert an den Mittler und hohen Priester des neuen Gottesvolkes, der sich selbst erniedrigte und Gehorsam war bis zum Tod, ja zum Tod am Kreuz (Phil. 2,8).

Wir nennen uns nach seinem Namen und gehören zu den Menschen, die Gott nahe sind - eine Verheissung und Verpflichtung zugleich !

Wir beten: Herr, Du redest mit uns trotz aller Enttäuschungen. Vergib uns unsere Schuld und strafe nicht zu hart. Lass unseren Jesus Christus erkennen, welche Kraft Du Deinen Kindern gibst. Schenke uns ein gehorsames Herz, daß wir fröhlich glauben und gib uns einen nüchternen Geist, daß wir das Tun nicht vergessen. Amen.

Wir singen:

Gossnerkirche Herbst 1973

- expect the unexpected -
sei auf das Unerwartete gefasst
(Verkehrs-Slogan auf indischen Highways)

B e r i c h t

über eine Besuchsreise von Missionsdirektor Pastor Seeberg
im Oktober/November 1973

Fragezeichen

Seit Anfang des Jahres 1973 wurde ich wiederholt seitens des Kuratoriums als auch von den leitenden Kirchenführern in Ranchi gebeten, die Gossnerkirche zu besuchen. Neben den allgemeinen Fragen der Beziehungen zwischen der Gossner Mission und der Gossnerkirche erschienen die fast unlösbaren Probleme der Reform der Erziehungsarbeit der Gossnerkirche als der wichtigste Verhandlungsgegenstand. Doch trat dieses Problem ein wenig in den Hintergrund, als sich eine immer stärker werdende Krise in der Kirchenleitung abzeichnete; diese erwartete von meinem Besuch eine Klärung und Lösung. In der Sitzung des Kuratoriums der Gossner Mission habe ich festgestellt, dass ich keine Antworten auf die von der indischen Kirche gestellten Fragen wüsste und dass ich versuchen wolle, im Gespräch mit möglichst Vielen nach einer Lösung zu suchen. Diesem Grundsatz bin ich treu geblieben. Allerdings konnte ich es nicht verhindern, dass mir gegen Ende meines Aufenthalts in Ranchi Aufgaben gestellt wurden, die ich nicht gesucht hatte - vor allem als Vermittler und Brückenbaumeister zwischen den Gruppen in der Kirchenleitung.

Missionsarbeit

Die ersten zehn Tage waren jedoch geplant für Besuche in den Missionsgebieten, besonders in Orissa und Madhya Pradesh. Ich habe etwa dreissig Orte gesehen und bin von der geleisteten Arbeit beeindruckt. Obwohl die Gossnerkirche mehr als 200 hauptamtliche Missionare beauftragt hat, habe ich fast überall gesehen, dass die Zahl noch nicht ausreichend ist. Überall sind offene Türen; Behinderungen kommen in Einzelfällen vor, scheinen aber eine abnehmende Tendenz zu haben. "Das grösste Hindernis für unsere Mission sind nicht der Zweifel, der Unglaube oder der Widerstand der Nicht-Christen, sondern das Verhalten der Christen", sagte mir ein Missionar in Madhya Pradesh. Anspruch und Wirklichkeit decken sich in der Verkündigung nicht immer. Andererseits können Erwartungen der Nicht-Christen nicht erfüllt werden, wenn diese mit dem neuen Leben in Christus konkrete materielle Wünsche und Forderungen verbinden (Cargo-Kult). Es wurde mir immer wieder erzählt, dass katholische Taufbewerber hier und dort Weizen geschenkt bekommen; dadurch entstehen selbstverständlich Verwirrung und Spannungen.

Die Missionsarbeit der Gossnerkirche hat keine Massen-Bekehrungen zur Folge, aber in grosser Zahl entstehen in vielen Orten kleine Gemeinden mit einem natürlichen und beständigen Wachstum. Wieder einmal muss die grosse Bedeutung der Pracharaks (Katechisten) bei dieser Missionsarbeit hervorgehoben werden. Diese Männer haben nur eine geringe Bildung, aber eine grosse Leidenschaft und Freude, das Evangelium zu verkündigen. Wo es sich einrichten lässt, arbeiten sie in Teams, besonders wenn sie in grösseren Versammlungen verkündigen. So hatte eine kleine Missions-Gemeinde in der Nähe von Manoharpur Hunderte von Nicht-Christen zu einem Fest eingeladen, an dem ich zeitweise teilnahm. Etwa zwanzig Pracharaks predigten, indem sie ausschliesslich Lieder sangen und tanzten. Alle diese Bhajans (Lieder) enthalten konzentrierte Aussagen der Bibel in einfachster Form. In Madhya Pradesh wird dieser Weg zwar auch praktiziert, aber an mindestens zwei Orten werden Nicht-Christen hauptsächlich durch Krankenheilung gewonnen. Hier werden Kranke durch Gebet geheilt. Auf meine Frage nach den Möglichkeiten dieser Therapie wurde mir geantwortet, dass 90 % aller Krankheiten geheilt worden seien.

Mitte Dezember 1973 findet eine gemeinsame Rüstzeit aller Missionare der Gossnerkirche in Sundargarh (Orissa) statt. Ich stellte fest, dass die Missionsabteilung der Gossnerkirche mit Erfolg die alten etablierten Gemeinden missionarisch aktiviert.

Schule

Im Gegensatz zum Vorjahr gibt es keine akuten Finanzprobleme in den anerkannten Schulen der Gossnerkirche. Die Regierungsstellen haben in diesen Monaten die staatlichen Zuschüsse geleistet, im Fall von Khuntitoli sogar für mehrere zurückliegende Jahre. Die Lehrergehälter werden in voller Höhe gezahlt. Auch die Darlehen aus dem kirchlichen Erziehungsfonds (Central Education Fond) sind zumeist erstattet. Es zeigt sich mehr und mehr, dass die lokale Schul-Administration mangelhaft oder unreell ist: Abrechnungen werden spät oder unvollständig gegeben. Eine zentrale Verwaltung wird angestrebt, ist aber abhängig von der Leistungsfähigkeit der Verwaltung in Ranchi. Dort arbeiten jetzt zwei hauptamtliche Pädagogen im Education Department (Samad und Lakra).

Die "innere Reform" des Schulwesens der Gossnerkirche wird weiter diskutiert, zuletzt auf der Schulleiter-Konferenz im Oktober d.J. in Ranchi. Mein Hinweis, dass die gewünschte Veränderung der materiellen Bedingungen (Besoldung/Gebäude) mit strukturellen Reformen verknüpft werden müsste, wurde mit allgemeiner Zustimmung zur Kenntnis genommen. Nur: Es ist sehr viel leichter eine neue Schule zu bauen als neue Unterrichtsziele anzugehen. Ferner verstehen Eltern und Schüler - und wohl auch die Lehrer - unter einer "guten" Schule eine Institution, die vorbildliche Disziplin und Prüfungsergebnisse vorzeigen kann. Alles andere ist ausserhalb der Norm und deshalb nicht erwünscht. In den ländlichen Gebieten ist man der Meinung:

Selbst eine sehr schlechte Schule ist immer noch besser als gar keine.

Eine Arbeitstagung mit Vertretern des LWB und aus anderen lutherischen Kirchen Indiens über Erziehungsfragen, die für Anfang November in Ranchi vorgesehen war, wurde wegen der kritischen Situation in der Kirchenleitung abgesagt.

Die Kirchenleitung

Sie ist seit mehr als 50 Jahren die schwächste und am meisten anfällige Institution der Gossnerkirche. Es gab in den vergangenen zehn Jahren zwar keine spektakulären Ereignisse, aber auch keine echten Entscheidungen. Entweder fand man keine Einmütigkeit und vertagte die Beschlüsse oder die Beschlüsse wurden nicht durchgeführt. Wichtige Reformen blieben aus - ebenso wie die für die zentrale Kirchenleitung notwendigen Finanzmittel. Bis 1969 gab es Zuschüsse von der Gossner Mission und danach machte man Schulden. 1973 wuchs die Einsicht, dass man unter solchen Umständen die Verwaltung der Gesamtkirche nicht weiterführen könne. Hinzu kam, dass in den Sommermonaten Unregelmässigkeiten in Geldangelegenheiten durch den Präsidenten und einige andere bekannt wurden. Die eigentliche Ursache der Krise war aber das mangelnde Vertrauen der Kirchenführer zueinander, das Gruppendenken und fortwährende Verletzungen der gegenwärtigen Verfassung. Ein hoffnungsvoller Ausweg war nicht sichtbar.

Vom 21. bis 26. Oktober d.J. fand in Ranchi die diesjährige Pastorenkonferenz statt, bei der ich Vorlesungen über Mission und Seelsorge hielt. Gleichzeitig war ich selber Hörer bei vielen Einzel- und Gruppengesprächen über die Zukunft der Kirche. Von den 150 ordinierten Pastoren der Gossnerkirche waren etwa 130 erschienen. Mit überwältigender Mehrheit wurde hier die Meinung vertreten, dass die jetzige Periode in der Geschichte der Gossnerkirche abgeschlossen und ein neuer Weg in eine bessere Zukunft gefunden werden müsse. Immer wieder wurde ich gebeten, der Kirchenleitung zu einem Durchbruch zu verhelfen. Vom 27. Oktober bis 30. Oktober d.J. war die Kirchenleitung zu einer Sitzung einberufen worden. Der Kirchenpräsident Rev. Topno und der "Oppositionsführer" Dr. Minz ebenso wie der ehemalige Präsident, jetzt Dozent an der Universität Serampore - Dr. M. Bage, bedrängten mich, vor Beginn der Sitzung Kontakte mit allen Mitgliedern der Kirchenleitung aufzunehmen, um klare und einmütige Beschlüsse für die Zukunft zu ermöglichen. Es folgten sehr mühsame und aufreibende Tage, in denen meine grundsätzlichen Vorschläge diskutiert und schliesslich Einmütigkeit erreicht wurde. Diese Kirchenleitungssitzung war die erste seit 12 Jahren (damals trat die neue Verfassung in Kraft), in der alle Beschlüsse einmütig und mit sichtbarer Erleichterung gefasst wurden. Welche Entscheidungen sind gefallen?

1. Der Kirchenpräsident Rev.Topno, sein Stellvertreter Rev.Dr.Minz, der Schatzmeister Rev. Bhunya und der Sekretär C.A.Tirkey treten zurück.
2. Die Kirchenleitung wird aufgelöst.
3. Als amtierender Kirchenpräsident wird Dr. Paul Singh gewählt für eine Übergangszeit, in der alle bisherigen Vollmachten der Kirchenleitung auf ihn übertragen werden.
4. Ein Ausschuss bestehend aus elf Mitgliedern arbeitet innerhalb der nächsten sechs Monate eine neue Verfassung aus, die von allen Gemeinden angenommen wird.

Dr. Singh hat eine schwere Verantwortung auf sich genommen, und er bedarf der Fürbitte von vielen Freunden. Der Verfassungsausschuss wird ebenfalls Mühe haben, den Auftrag in gegenseitigem Verstehen zu einem guten Ende zu bringen.

Am 6. November 1973 ist der neue Kirchenpräsident in sein neues Amt eingeführt worden. Am 7. November verabschiedete ich mich aus Ranchi; 14 Kirchenführer aus allen Gruppen waren in der frühen Morgenstunde am Flugplatz und baten mich noch einmal, dem Kuratorium und allen Freunden in Deutschland Dank und Grüße zu überbringen.

Martin Seeberg

Berlin, den 16. November 1973
psbg/sz

f. B. eine III

Walter Seeborg

Bericht einer Reise (II)

Die Mission der Goßner-Kirche

Das Wunder Gottes

Merkwürdig: Obwohl allerlei Dinge in der Goßner-Kirche kritisch zu beurteilen sind, z.B. die Ausbildung der Pastoren, der Zustand der Kirchen, die Neigung zur Streitsucht bei einigen Führern, die Unlust der Verwaltung - obwohl so manches nicht "funktioniert", wachsen die Gemeinden von Jahr zu Jahr. Die Goßner-Kirche ist eine missionierende Kirche. Sie begnügt sich ganz und gar nicht damit, getaufte Glieder zu sammeln und zu "versorgen", sondern sie bezeugt den lebendigen Herrn Jesus Christus, bei den Nicht-Christen so, daß auch sie zur Gemeinde stossen. Hier wirkt Gott durch den Heiligen Geist einen Glauben, der sich ausbreitet, beständig und unaufhaltsam. Zur Illustration ^{siehe S. 17} waren einige Zahlen genannt:

1880	30.000
1900	46.571
1910	77.535
1920	101.819
1930	123.919
1938	140.330
1961	224.000

Vor der eigenen Tür

Die Diaspora-Situation der Goßner-Kirche bringt es wie von selbst mit sich, daß die Kirche nur im Angriff lebendig bleibt. Nach Evangelisationsmöglichkeiten braucht man nicht lange zu suchen: Sie liegen überall vor der eigenen Haustür. Diese wichtige Aufgabe wird angepackt von einzelnen Gemeindegliedern im persönlichen Umgang mit Nicht-Christen und durch die Amtsträger der Kirche. In einer Gemeindeversammlung von Jamshedpur wurde uns berichtet, daß sich regelmäßig eine Gemeindegruppe mit einem Katechisten in die benachbarten Bergdörfer begibt, um dort - mit Erfolg - das Evangelium zu predigen. So hörten wir es auch aus anderen Gemeinden, ja selbst die Tabita- und die Pracharakschule in Govindpur machen solche "Evangelisationsreisen." Die Markttage in den Hauptdörfern sind willkommene Gelegenheiten für diesen Zweck. Zu diesen Basaren kommen Hunderte von Menschen zusammen aus der ganzen Umgebung, und sie haben auch Zeit, um einer Christengruppe zuzuhören, die zunächst ihre Bhajans (Lieder) vorträgt mit Trommelbegleitung und dann das Evangelium verkündigt.

Daneben haben sich verschiedene Kirchengemeinden für besondere Missionsaufgaben zusammengeschlossen. Die Synode von Burju hat z.B. neben den 74 Gemeinde-Predigern 15 andere Pracharaks für den evangelistischen Dienst berufen. Überall wird der Wunsch geäußert, noch mehr Katechisten für solchen Missionsdienst freizustellen. Leider fehlt es immer wieder an Geldmitteln, auch um für solche Projekte Literatur- und Bildmaterial zu erwerben.

Stosstrupps über die Grenzen

Neben dieser "Innen" - Mission hat die Kirchenleitung mit finanzieller Hilfe der amerikanischen Lutheraner und der Goßner-Mission in Deutschland zwei besondere Missionsprojekte außerhalb des eigentlichen Kerngebietes der Goßner-Kirche, und zwar in Richtung Süd-Osten und in Richtung Nord-Westen (vergl. Karte).

K a r t e

1. Die Mission in Süd-Osten

Diese Arbeit hat im Jahre 1954 begonnen, damals noch unter der Leitung und Verantwortung von Pastor Borutta (jetzt in Logabirum/Ostfriesland). Es wurde vereinbart, daß die Goßner-Kirche die Missionare und Pastoren sowie Katechisten bereitstellt und die Goßner-Mission in Deutschland für die Kosten dieser Arbeit aufkommen sollte. Deshalb nannte man dieses Gebiet das Joint-Mission-Gebiet. Hier wie überall konnten die Menschen nicht im Sturmangriff für Christus gewonnen werden, sondern geduldige, beständige Arbeit war nötig. Der durch seinen Besuch in Deutschland uns bekannte ehemalige Präsident der Goßner-Kirche, Pastor J. J. P. Tiga, ist der Direktor dieses Missionswerkes. Natürlich hat es Schwierigkeiten und Hemnisse gegeben. Doch seit einem Jahr haben sich unerwartete Erfolge eingestellt. Es kommt zwar nicht zu Massenbekehrungen, immerhin melden die Stationen erheblichen Zuwachs an Taufbewerbern. Sieben solcher Stationen oder Arbeitsschwerpunkte sind eingerichtet, um feststellen zu können, wo offene und wo verschlossene Türen für das Evangelium zu finden sind. Auf unserer Karte sind eingezeichnet (1) Sambalpur-Bezirk, (2) Rourkela, (3) Gua, (4) Champua, (5) Singhbhum/Bezirk, (6) Mayurbhanj/Bezirk, (7) Midnapur/Bezirk. Von Champua haben die Bienen-Leser schon gehört (Nummer 1/62), als Missionsdirektor Dr. Berg im Dezember 1961 den Grundstein für die dortige Kirche legte. Eine zweite erst kürzlich begonnene Schwerpunktsarbeit liegt im Staat West-Bengalen: Der Midnapur-Bezirk (7).

Midnapur

Midnapur

In diesem Bezirk haben wir am 8.1.63 das Dorf Barsole besucht. Es liegt verborgen im Dschungel; ein Fremder würde den Weg niemals finden. Etwa 50 Familien wohnen hier. Noch niemals ist hier ein Weissler gewesen. Wir betreten das Haus des Katechisten, der hier Pastorendienst tut. Seit einigen Wochen haben wir uns schon daran gewöhnt, daß wir viele Zuschauer beim Essen haben. Dann findet der Gottesdienst statt unmittelbar vor dem Dorf in einer der schönsten Kirchen, die ich je gesehen habe: Am Tage vorher gebaut, aus Bambusstöcken, Zweigen und Blättern, voll von Menschen. Meine Predigt wird zunächst von englisch in Mundari und dann von einem zweiten Dolmetscher in die Santali-Sprache übersetzt. In atemloser Stille hört die Gemeinde zu. Viele Nicht-Christen haben sich dazu gesellt. In der ersten Reihe sitzen acht Erwachsene, darunter zwei Frauen, und vier Kinder. Sie empfangen in diesem Gottesdienst durch mich die Heilige Taufe. Drei Wochen vorher waren bereits 20 andere getauft worden und 30 neue Bewerber werden zur Zeit unterrichtet.

Kandidat Topno berichtet von seiner Arbeit: In diesem Gebiet leben etwa 70.000 Menschen, meist Santali. Niemand hat sich bisher um sie gekümmert. Nur 2 % können eine sehr bescheidene Schulbildung vorweisen. Sie beten ihre Götzen an; ihre Religion ist völlig durch die Angst vor Dämonen bestimmt. Die Christengemeinde, die jetzt 151 Glieder zählt, wächst schnell. Drei Katechisten sind an der Arbeit, drei weitere sollen noch gefunden werden. Ein Stück Land für den Kirchbau ist schon verfügbar. Wie kann man helfen, daß diese Santali wenigstens die Bibel lesen könnten ?

Gua

Ein völlig andersartiges Bild bietet sich unseren Augen am Epiphaniastag. Bei strahlendem Sonnenschein halten wir Gottesdienst vor der kleinen Kirche von Gua (3). Wir sind in einer der jüngsten Industriestädte Indiens. Ihre 4.000 Einwohner leben vom Eisenerz, das hier im Tagebau maschinell gefördert wird. (Der Eisengehalt beträgt 65 - 70 %) ! Sogar ein kleiner Flugplatz ist angelegt worden. Die Goßnergemeinde hat 480 Glieder hier und wächst. Die Arbeitsplätze und Arbeiterwohnungen sind nicht unten in der Stadt, sondern oben am Berg. Wir erwirken eine Sondergenehmigung, und dann sehen wir das schreckliche Paradies des indischen Industriearbeiters: Auf der einen Seite die modernsten Maschinen für den Erzabbau, auf der anderen Seite unbeschreibliche Elendshütten für die Arbeiter. 6-7 Personen hausen in einem Raum ohne Fenster, ohne Mobiliar. Wir fragen nach ihrem Lohn: Rs. 1.25 (= DM 1,-- pro Tag!) Die Christen hier oben haben eine aus Wellblechen zusammengestückelte Hütte, in der 40 Familien Gottesdienst halten. Schließlich machen wir einen Höflichkeitsbesuch bei dem Direktor des Werkes, einem gebildeten Brahmanen aus Süd-Indien; er beklagt, daß die Inder nicht bereit seien zum Dienst an ihren Mitmenschen... Übrigens hat die kommunistische Gewerkschaft seit November 1962 aufgehört zu existieren. In Gua wird uns klar, wie unterschiedlich die Missionsarbeit in der Goßner-Kirche getan werden muß.

In Kürze:

Von den anderen Stationen seien zur Information nur einige Stichworte genannt. In Rourkela, dieser weltberühmten Stahlstadt, besteht

Martin Seeborg
Bericht einer Reise (I)

Das Gemeindeleben in der Gossnerkirche

KRIEG

Drei Wochen vor unserer Ankunft hatten die Chinesen mit dem Einmarsch begonnen. Keiner wußte, wie weit ihr Appetit ging. Die Entfernung von Ranchi bis zur Front betrug in der Luftlinie Doch wollte niemand an einer unmittelbar drohenden Gefahr glauben. Natürlich bewegte eine deutliche Unruhe und Sorge die Christen aus der Gossnerkirche bei dem Gedanken an die Brüder in Assam, besonders in Tezpur. Wir wußten, daß die Stadt evakuiert war, hatten sonst aber keine Nachricht. Erst gegen Weihnachten erreichte uns ein ausführlicher Bericht. Die Gemeinde von Tezpur hatte wieder zurückkehren können, die Familien hatten wunderbarerweise ihr Eigentum völlig unversehrt wiedergefunden.

Der Nationale Notstand ist für ganz Indien bis zum heutigen Tage noch nicht aufgehoben, vielleicht aus militärischen, vielleicht aber auch aus innerpolitischen Gründen. Wir beobachteten innerhalb kurzer Zeit ein rapides Wachstum des Nationalbewußtseins der Inder. Der chinesische Krieg hat mehr zur Einheit der indischen Nation beigetragen als alle Ereignisse der letzten 100 Jahre. Viele Inder brachten erstaunliche Opfer für die Verteidigung ihres Vaterlandes, wozu die eine massive Propaganda die nötige Vorarbeit leistete. Ich will nicht verschweigen, daß uns nicht immer ganz wohl dabei zumute war, wenn wir etwa in Kalkutta erlebten, wie die Volksseele zum Kochen gebracht wurde. Auch sollte man nicht vergessen, welche untragbare Last es für dieses Land bedeutet, Milliarden nur für die Rüstung auszugeben, obwohl die wirtschaftliche und soziale Not so groß ist.

HUNGER

Diese Not ist besonders im Gebiet unserer Gossnerkirche in diesen Monaten noch gewachsen. Der Regen des letzten Sommers ist unnormal schwach gewesen und das trockene Ackerland hat längst nicht genug Feuchtigkeit empfangen, die für die Reisernte nötig gewesen wäre. Dabei sind mindestens 80 % unserer Gossner-Christen darauf angewiesen ! Schon im November

sahen wir weit und breit braunes, verkrustetes, steinhartes Ackerland ohne grüne Flecken. In den Dörfern erzählte man uns, daß die Bauern nur 25 % der sowieso schon niedrigen Erträge hereinbekommen hätten. Wir sahen Felder, die überhaupt nicht abgeerntet waren, weil die Frucht auf dem Halm vertrocknet war. Der Wasserstand in den Flüssen und Teichen blieb ungewöhnlich niedrig. Chotanagpur ist zum Notgebiet erklärt worden. Die Monate April bis Juni werden die schwersten sein, weil dann die geringen Vorräte aufgebraucht sind. Die Eltern werden ihre Kinder nicht mehr in die Schulen schicken können. Die gottesdienstlichen Opfer, von denen die Kirche ja lebt, werden sich sehr verringern (vergleiche Hilfsmaßnahmen Seite)

GOTTESDIENST

Die Gossnerkirche ist ja eine Diaspora-Kirche. Viele Gemeinden liegen einzeln und abgeschnitten. So ist es nicht verwunderlich, daß Gäste mit großer Freude begrüßt werden. Gäste aus Deutschland werden mit ganz besonderer Herzlichkeit empfangen. In diesem Fall kann der Gottesdienst an jedem beliebigen Tag und zu jeder beliebigen Zeit sein. Der Gottesdienst steht einwandfrei im Mittelpunkt des Gemeindelebens. Er ist für die ganze Familie da. Auch die Säuglinge stimmen auf ihre Weise in das Lob Gottes mit ein, verursachen allerdings auch einige Unruhe und bisweilen kleine Bächlein auf dem Fußboden. Doch solche Nebensächlichkeiten werden weiter nicht beachtet. Kirchengestühl gibt es nur selten, man hockt sich nieder, Männer und Frauen streng getrennt. Überall sind viele junge Leute zu sehen. Die Liturgie ist deutsch, also fremd; die Sprache meist Hindi, also für viele Inder auch fremd. Bisweilen erlebten wir allerdings schlichte Gottesdienste in der jeweiligen Stammsprache. Gesungen wird nach der Saksibana, in der abendländische Lieder übersetzt sind. Nur noch die alte Generation singt diese Lieder einigermaßen geläufig. Die jüngere Generation liebt weit mehr die indischen Bhajans, eine Art Spirituals, die sie mit Trommel- und Schellenbegleitung mit großer Freude und noch größerer Ausdauer singen. In Gesprächen hörten wir mehr als einmal, ob diese einheimischen Lieder nicht mehr und mehr für den gottesdienstlichen Gebrauch üblich werden könnten, ja ob die ganze Liturgie nicht reformbedürftig sei. Eine indische

Gemeinde braucht eine indische Liturgie. Es fiel uns immer wieder ~~auf~~ ^{auf} die große Geduld im Hören. Das Wort Gottes wird dem Prediger wirklich vom Mund genommen. Die Predigten beschränken sich oft auf die Wiederholung des Textes und lassen die Auslegung und die Anwendung vermissen. Das ist nicht verwunderlich, wenn man bedenkt, daß die wenig - manchmal gar nicht - ausgebildeten Pracharaks (Katechisten) die Prediger sind. Das freie Gebet spielt eine große Rolle. Auch die einfachsten Pracharaks halten sie ohne Schwierigkeiten und ohne Hemmungen. In vielen Gemeinden, die wir besuchten, mußten wir wegen Platzmangel den Gottesdienst vor der Kirche halten. Ein Gottesdienst von 100 % - besonders in den kleinen Gemeinden, war keine Seltenheit. Pietistische Tradition ^{in den Gemeinden} der Gossnerkirche kann man u.a. daran erkennen, daß sie abendmahlsscheu sind. Soweit wir es erlebten, betrug die Abendmahlsbeteiligung etwa 10 % der Gottesdienstbesucher. Die Abendmahls-gottesdienste werden immer separat nach dem Predigtgottesdienst gehalten. Der Gottesdienst ist durchweg die Gelegenheit, den Beitrag für die Ausgaben der Gemeinde zu leisten, und zwar - abgesehen von den größeren Orten - , immer in Form von Reisopfern. Das durchschnittliche Aufkommen beträgt $\frac{1}{3}$ des Monatseinkommens einer Familie pro Jahr. Das ist viel, weil die meisten Familien nicht mehr als das Existenzminimum haben.

KIRCHEN

Ein sichtbares Gemeindezentrum an einem bestimmten Ort ist Voraussetzung einer kirchlichen Arbeit. Es war klug und richtig, wenn die Missionare zu Beginn ihrer Arbeit ein Stück Land erwarben. Eine Christengemeinde, die keinen konkreten Ort hatte, wo sie sich versammeln kann, wäre ohne jede Glaubwürdigkeit. Der Erwerb eines Grundstückes und der Bau einer Kirche hat in Indien ein unmittelbares evangelistisches Ziel. Die Gossnerchristen sind stolz auf ihre Kirchen, auch wenn sie nach unseren Maßstäben ^{essen} gemäß recht erbärmlich sind. Es gibt davon insgesamt mehr als 900. Wir in Deutschland würden sagen, daß etwa $\frac{9}{10}$ davon Behelfskirchen seien. Doch wie oft haben wir alles Äußere vergessen, wenn wir inmitten einer lebendigen Gemeinde saßen ! Bemerkenswert erscheint mir die Tatsache, daß die Lebendigkeit der Gemeinden in den Industriegebieten, wie Jamshedpur, Rourkela, Rajgangpur, Gua, eher zunimmt als abnimmt. Etwa 20.000 Gossnerchristen leben in diesem Industriegebiet ^{bereich}. Hier ist man meist etwas finanzkräftiger und benutzt mit fast kindlicher Freude gewisse technische Hilfsmittel, wie z.B. den in ganz

Indien so heiss geliebten Lautsprecher (erst hier ist uns die wörtliche Bedeutung so recht klar geworden !). In Birmitrapur, einer Stadt mit Kalkindustrie, zeigte man uns unter dem Neonlicht der alten Kirche, die recht gut erhalten, aber zu klein ist, die fertigen Baupläne für eine neue Kirche. Ein respektabler Teil der Baukosten war bereits eingesammelt. Nicht überall sieht es so aus. In der jungen Eisenerzstadt Gua, wo die Arbeiter unter unbeschreiblichen sozialen Bedingungen leben müssen, hat sich die Gemeinde mit einer Wellblechbaracke, die als gottesdienstlicher Raum benutzt wird, zufrieden zu geben. Diese Baracke passt sich den Slums in unauffälligerweise an. Hier fehlt es einfach an Mitteln. Woanders, etwa in Rourkela, ist der unbefriedigende Zustand der Kirche//mehr durch die fehlende Initiative der Gemeindeglieder verursacht. Von einem besonderen Ereignis möchte ich in diesem Zusammenhang etwas ausführlicher berichten.

BANMALI - So hiess das kleine Dorf in der Nähe von Khuntitoli, das uns am 13. Januar zu einem ganz besonderen Festtag eingeladen hatte: nämlich zur Einweihung ihrer neu erbauten Kirche. Banmali gehört zur Synode Koronjo. 1885 wurden hier die ersten Christen getauft. Der Prediger damals wurde sehr verfolgt und sollte im Tempel des Rajas zu Birju geopfert werden. Nur in letzter Minute wurde sein Märtyrertod verhindert. Die Gemeinde wuchs. 1922 wurde die erste Kirche gebaut, die sich später als zu klein erwies. So began/man 1946 mit dem Bau einer neuen Kirche. Nach 18 Jahren Bauzeit (!) war sie nun endlich fertiggestellt. An den einzelnen Mauerstücken kann man die Qualität der jährlichen Reisernten feststellen. Zur Gemeinde gehören jetzt 130 Familien. Gerade der Kirchenbau wirkte so missionarisch, daß es jetzt keinen Nichtchristen in diesen Dörfern mehr gibt. Für die Finanzierung hat jede Familie die 1 1/2-fache Summe ihres Monats^{el}aufkommens aufgebracht, damit die notwendigen Materialien eingekauft werden konnten. Dazu kommen die freiwilligen Arbeitsdienste. In den nächsten Jahren möchte man auch noch einen Turm bauen.

Der Gottesdienst, in der ich die Predigt hielt, dauerte übrigens mit einer kleinen Unterbrechung von 11 Uhr bis 16.30 Uhr. Wir feierten zwar die Einweihung, aber der Gottesdienst mußte draussen stattfinden, weil mehr als 2.000 Menschen gekommen waren. Dem Rechenschaftsbericht des Synodenpräsidenten folgte die Schlüsselübergabe an der Kirchentür.

Nach einem Gebet in der Kirche sammelte sich die große Gemeinde draussen zum Predigtgottesdienst, dem sich Tauf- und Abendmahlsfeier anschloss. Damit war das Fest noch keineswegs zu Ende. Wenn man in der Gossnerkirche feiert, hat man auch Zeit dazu. Während des Gottesdienstes hatten einige Gemeindeglieder in 200 Tontöpfen den mitgebrachten Reis gekocht, Berge von Blättertellern lagen bereit. Das gemeinsame Mahl konnte beginnen! Ein sichtbares Zeichen der Freude und der brüderlichen Gemeinschaft.

JUGEND- UND FRAUENARBEIT

Die Jugend in den Gemeinden der Gossnerkirche will sich nicht absondern, sondern sie weiß sich in den Gemeindegottesdiensten zuhause. Wenn in einer Gemeinde ein tüchtiger Lehrer oder Kandidat verfügbar ist, sammelt man sich auch zu besonderen Veranstaltungen, allerdings nicht, um die besonderen Interessen einer solchen Jugendgruppe zu pflegen, sondern um eine große Aktivität für die Gemeinde zu entfalten. Da wird nicht nur geredet, da passiert auch etwas. Hören wir einige Stichworte aus dem Bericht der Jugendgruppe - "Krush Sena" - von Chainpur:

Die Jugendgruppe hält Kindergottesdienste, Gebetsgemeinschaften und vor allen Dingen Bibelfreizeiten von 3-4 Tagen in den Gemeinden des Kirchenkreises. Viele Tage sind ausgefüllt mit der Besprechung von biblischer Geschichte, Katechismus, Kirchengeschichte; wichtig ist auch das Auswendiglernen und Üben von Liedern und Bhajans. Manchmal trifft man sich zu einem größeren Jugendtag.

Einige Frauenkreise haben wir mit Freude gesehen. Im allgemeinen haben ja die Männer dort das Wort. Die Frauen machen ihnen dieses Vorrecht nicht streitig, damit es nicht noch mehr für die Männer zu diskutieren gibt. Die Frauen nutzen diese Zeit, indem sie versuchen, etwas zu tun. So hatten sie z.B. in Karinati ohne viele Worte die Kirche geweiht. Das Frauenwerk der Gossnerkirche - die Mahila Samelan - gab uns in Ranchi stolzen Bericht ^(für Spenden) für Reparaturen an Kirchenschulen und Schulen, z.B. für die Pracharaks und Tabitaschule und für andere Zwecke. Viel mehr könnte noch getan werden, wenn geeignete Menschen eine gute Ausbildung bekämen und für solche Arbeiten in Jugend- und Frauengruppen freigestellt würden.

Es "funktioniert" längst nicht alles in der Gossnerkirche, aber es gibt lebendige Gemeinden. Ob es möglich ist, daß wir aus unseren Gemeinden in Deutschland einiges abgeben von den Dingen, die bei uns so gut funktionieren und dafür empfangen aus unserer Schwesterkirche neue Impulse, damit das Leben unserer Kirchengemeinde erneuert wird durch das Evangelium von Jesus Christus ? Das wäre ein guter ökumenischer Lastenausgleich !

Kurz: Es geschieht mancherlei in den Gemeinden der Gossnerkirche, aber vieles möchte und müßte man noch lebendiger machen können. Wir wurden immer wieder gefragt, welchen Rat wir geben könnten von der Sicht der deutschen Gemeinden. Diesen Rat sind wir unserer Bruderkirche heute und morgen schuldig. Wir persönlich wurden durch die Gespräche in den Gemeinden und durch viele Erlebnisse sehr bereichert. Dasselbe wird geschehen, wenn solche Gespräche sich ausweiten und geführt werden könnten im gegenseitigen Austausch zwischen den Gemeinden der Gossnerkirche und solchen unserer Landeskirchen. *(Fortsetzung folgt)*

Hervin Seeberg